



Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

• • Herausgegeben von der „Söhne des hlst. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frs.

Nr. 7.

Juli 1902.

V. Jahrg.

Inhalt:

| | Seite | | Seite |
|---|-------|---|-------|
| Bischof Anton Roveggio †. | 193 | Fahrt zu den Pyramiden. | 219 |
| Mission und Kultur. | 196 | Verschiedenes. Aus unserem Missions- hause. — Feuersbrunst in Peramiho. — | |
| Die Glaubensboten des deutschen Volkes: | 201 | Ueberfall durch Hyänen in Peramiho. | 223 |
| Hl. Bonifatius. | | | |
| Aus dem Missionsleben: Durch Kreuz zum Licht. | 210 | | |
| Bur afrikanischen Volks- und Ländere- kunde: Ein abyssinisches Heer auf dem Marsche. — Der Hof des Herrschers von Dar Fur. | 212 | Abbildungen: | |
| | | Bischof Anton Roveggio. — Grab des Bischofs. — Teilaussicht von Kairo. — Negerfrauen. — 1. Nil- brücke. — 2. Nilbrücke. — Cheopsphramide. | |

Briefkasten.

J. H. in Innsbruck. Die fraglichen Heste sind leider vergriffen.

J. G. i. S. bei Steyr. Das Abonnement für 1902 ist noch ausständig.

C. Sch. in Götzis. Der Betrag für 1902 macht 3 Kronen.

E. P. in Steyr. Wir haben den Geldbetrag empfangen, besten Dank! Mit den gewünschten Adressen können wir leider nicht dienen.

R. S. in Brixlegg. Die Bücher sind willkommen, Brixen a. C. ist Bahnstation.

J. Ka. in E. Bis zum 1. Jan. 1902.

Um Gotteslohn!

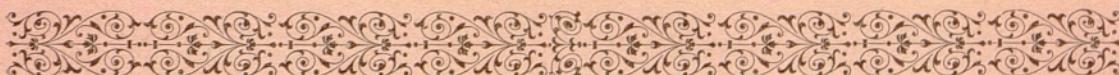
ascetischen und theologischen Inhaltes.

Missionshaus Mühland bei Brixen.

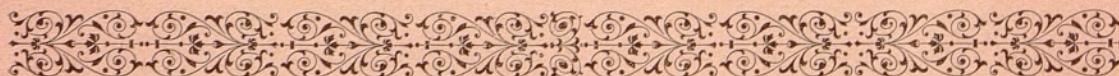
■ Ältere Jahrgänge ■

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: Zweiter Jahrgang (1899), das zweite für sich abgeschlossene Halbjahr à 1 K., dritter Jahrgang (1900) à 2 K, vierter Jahrgang (1901) à 2 50 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 5 Kronen = 5 Mark.



 Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer und Adressenänderungen etc. stets bis zum 20. des Monats angeben zu wollen.



 Diejenigen unserer verehrten Leser und Wohltäter, welche von den vergriffenen Nummern 1 bis 5 incl. des 2. Jahrganges, sowie von Nummer 2 des 5. Jahrganges des „Stern der Neger“ überzählige Exemplare besitzen, erlauben wir uns herzlichst zu bitten, uns dieselben um Gotteslohn und der guten Sache wegen gütigst zukommen lassen zu wollen, da wir an deren Besitz ein lebhafte Interesse haben und selbe mit dem größten Danke entgegennehmen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 26. Mai bis 30. Juni 1902.)

Unsern geehrten Abonnenten zur gesl. Kenntnisnahme, daß wir der Einfachheit halber milde Gaben z. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

Für das Missionshaus:

| | Kronen |
|---|--------|
| Joh. Kosler, Brixen | 7.— |
| Durch Dr. Wittertchner von einer fürstl. Wohltäterin | 116.80 |
| Joh. Hauptmann, Telfs | 17.— |
| Magdalene Staudacher, Telfs | 3.— |
| Aus dem Tauferer Tale | 600.— |
| Aus Straßen, Tirol | 10.— |
| Paula v. Biegeleben, Bozen | 100.— |
| Aus Salzburg | 154.— |
| Aloisia Huber, Kl. Heinrichschlag | 2.— |
| Joh. Hofer, Innsbruck | —10 |
| Joh. Dengel, Elbigenalp, Lechtal | 10.— |
| Aus Tirol und Vorarlberg | 50.— |
| Joh. Mederer, Jettenbach am Inn | 18.78 |
| Kanonikus Blasius Egger, Brixen | 17.— |
| Luisa Beza, Wien | 5.— |
| Ed. Povolny, Steyr | 3.— |
| Anna Brantl, Innsbruck | 100.— |
| Jungfrauen-Kongregation, Innsbruck | 10.— |
| Marien-Verein, Innsbruck (durch die Sakristei-Direktion der St. Jakobs-Pfarrkirche) | 32.43 |
| Aus Salzburg | 157.— |

Allen unseren Wohlthätern sagen wir ein herzliches dieses Missionshauses.

„Die Tiroler im heiligen Land,

„Als das Jahrhundert im Beginne stand.“

Bericht über die beiden Volkswallfahrten des Jahres 1901. Im Auftrage des Palästina-Pilger-Vereines verfaßt von P. Melchior Lechner ord. fr. min., Lector der Theologie und Provinzial-Definitor zu Innsbruck. Eigentum und Verlag des Palästina-Pilger-Vereins zu Brixen. Druck von Dr. Giamara & Jindl, Innsbruck.

Das Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Hochwürdigsten-Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Eugen gewidmete Werk ist ein Gedenkbuch für die Teilnehmer unserer Wallfahrten 1901, aber auch eine Opfergabe des Verfassers und des Pilger-Vereines, um durch die Schilderung echter „Volkswallfahrten“ allüberall Pilgerzüge anzuregen, die auch den breiten minderbemittelten Schichten des Volkes den Besuch der heiligsten Stätten auf Erden ermöglichen sollen. Das „Pilgerbuch des Jahres 1901“ ist ein wahres Volksslehrbuch im besten Sinne des Wortes und reiht sich in würdigster Weise dem „Pilgerbuche des Jahres 1898 an“, ja übertrifft dasselbe durch Reichhaltigkeit und glänzende Illustrierung wie Ausstattung. Das Pilgerbuch ist 27 Druckbogen stark, mit 170 vollständig neuen Illustrationen ausgestattet, in großem Formate, auf sehr schönem Papier mit vorzüglichen Lettern gedruckt und mit künstlerischem, reich vergoldeten oder versilberten Einbande und Schuber versehen.

Für hl. Messen:

| | Kronen |
|---|--------|
| Christian Müller, Sonntag, Groß-Walsertal | 16.— |
| Kaplan Doergens, Nürnberg | 46.92 |
| Pfarrer Schmitt, Bayerfeld | 34.25 |
| Aus Salzburg | 40.— |
| Joh. Godec, Pfarrer, Lipoglav, Krain | 20.— |
| H. Neher, Pfarrverweiser, Bronnen | 46.94 |
| Franz Weiß, Landshut | 17.60 |
| Wilh. Wolf in Lech, Vorarlberg | 8.— |
| Joh. Godec, Pfarrer, Lipoglav | 2.20 |
| Margaretha Noppenberger, München | 5.87 |
| Christine Weiller, Ahrweiler am Rhein | 105.12 |
| Baronin Marie Nagel, Bornholz | 26.99 |
| Aus Bayern | 11.68 |
| Vikar Hegemann, Freckenhorst | 198.56 |
| Mgr. Van Gils, Stadtpfarrer, Köln | 140.16 |
| P. Meinrad (Alois) Bader, S. Ord. Cist., Stift Stams, Tirol, sandte Bücher. — Aus Jmst Bücher. — Aloisia Huber, Zimmermannsgattin, Kl. Heinrichschlag bei Eis, Nied.-Desterr., sandte 45 Ellen Leinwand. — Luisa Beza, Wien, sandte 2 Kartons Briefpapier und Umschläge. — Baronin Konstanze Pöllersdorf, Wien, sandte Bilder und Tuchstoffe. | |

„Bergelts Gott“ und bitten um weitere Unterstützung

Das volkstümliche Werk eignet sich dem Inhalt und der Ausstattung nach ebenso zu Festgeschenken und Prämiengaben, wie zur Massenverbreitung durch katholische Vereine.

Da das Werk in großer Auflage erscheint, mit keinem Schriftstellerhonorar belastet ist und ein materieller Gewinn nicht angestrebt wird, sind folgende Bezugsbedingungen ermöglicht:

1. Die Teilnehmer der beiden Vereins-Wallfahrten des Jahres 1901 erhalten je ein Exemplar gratis;
2. Beim „Palästina-Pilger-Vereine zu Brixen in Südtirol“ mittels Postanweisung bestellt und vorausgezahlt, wird das Buch innerhalb der Monarchie und Deutschland um 3 Kronen ö. W. = 2 Mark 60 Pfennige, nach den Ländern des Weltpostvereines um 4 Franks portofrei versendet;
3. Im Buchhandel bezogen, stellt sich der Preis eines Exemplars auf 4 Kronen ö. W.;
4. Wir empfehlen dringend die Bestellung eines Postpaketes mit 6 Exemplaren.

Im Interesse der Pilgerung nach dem hl. Lande bitten wir um tunlichste Verbreitung unseres Pilgerbuches in katholischen Kreisen und rechnen darauf, daß jeder Pilger und jede Pilgerin ca. drei Abnehmer des Werkes gewinnt.

Mach' weit dein Herz!

Gottgünstigste und verdienstreichste Aufopferung
deiner Gebete, Arbeiten, Leiden, aller deiner guten
Werke. In Form einer Litanie zusammengestellt
von P. Meinrad (Alois) Bader, S. Ord. Cist.,
Kapitular des Stiftes Stams. 48 S. — 12 h.
Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln.

In der Alphonsus-Buchhandlung zu Münster
i. W. sind erschienen:

Fünf neue Büchlein

vom Redemptoristenpater J. Diebel, C. Ss. R.

Ein Wort an die Männerwelt.

84 Seiten. — 40 Pf.

Ein Wort an die Frauenwelt.

90 Seiten. — 40 Pf.

Ein Wort an die junge Welt.

84 Seiten. — 40 Pf.

Ein Wort an die eingebildete Welt.

112 Seiten. — 45 Pf.

Ein Wort an die heiratslustige Welt.

112 Seiten. — 45 Pf.

Vorstehend angezeigte Büchlein sind auch in
einem Bande vereinigt zu haben unter dem Titel:
**Praktische und wohlgemeinte Ratschläge für
die gläubige Menschheit.**

Preis gehftet 2.10 Mk., gebunden 2.50 Mk.

In fünf Heften wendet sich der Verfasser an
die Männer-, an die Frauen-, an die junge, an
die eingebildete, an die heiratslustige Welt und
gibt ihnen in humoristischer Form praktische
Winke für ihr tägliches Leben.

Durch langjährige Erfahrung in verschiedenen
Stellungen und verschiedenen Ländern hat der
Verfasser das Leben allseitig kennen gelernt und
weiß durch viele packende, oft selbsterlebte Bei-
spiele seinen Winke und Ratschlägen einen inter-
essanten Hintergrund zu geben. Niemand wird
diese Hefte unbefriedigt aus der Hand legen, da
sie ihm viel Anregendes und Lehrreiches bieten.
Auch der Priester wird darin manches finden,
was er in seinem Seelsorgsleben bestens verwerten
kann. Sie seien daher dem allgemeinen Wohl-
wollen empfohlen.

Ist das Papstum Gotteswerk?

Jubiläums-Broschüre aus Anlaß des 25. Jahres
der Thronbesteigung Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII.

Von Dr. Josef Höller, C. Ss. R.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. — 244
Seiten. Preis Mk. 1.50. Eleg. geb. Mk. 2. —

Schon nach kaum 8 Wochen wurde diese zweite Auflage
notwendig. Diefele wurde reich vermehrt, trotzdem der
bisherige Preis beibehalten! Eine bessere Erinnerung an
das große Jubiläum gibt es nicht und in jeder Familie
sollte das Buch gelesen werden.

Die betende Jungfrau.

Gebet- und Belehrungsbuch für kath. Jungfrauen. Von
M. o s a E l e k t a. Mit einem Vorwort von Msgr. Dr. F. Fischer. Approbirt vom hochw. bischöf. General-Vikariat
Münster. 360 Seiten stark. In seiner Ausstattung. Preis
geh. 90 Pf., geb. in Kaliko 1.25 Mk. In besseren Ein-
bänden Mk. 2 und Mk. 3. —

Drei Vorzüge sind es, durch welche das Buch sich aus-
zeichnet. — Vor allem erstens durch eine große Reich-
haltigkeit und Vollständigkeit der Gebete; denn alle Lebens-
verhältnisse, in welche die christliche Jungfrau kommen und
sich religiös betätigen kann, sind in demselben berücksichtigt.

— Sodann zeichnet sich das Buch aus durch den echt-
christkatholischen Geist, in dem die Gebete abgefaßt sind. Es
sind keine bloßen künstlichen Machwerke, sondern sie stammen
aus wahrhaft frommem, gotterleuchtetem und gott-
begnadigtem Herzen und gehen deshalb auch wieder zu
Herzen. Sie sind nicht matt und schal, sondern kräftig
und lebendig. — Und der dritte Vorzug dieses Buches be-
steht darin, daß die Verfasserin den einzelnen Hauptgebet-
sorten klare, zweckentsprechende Belehrungen für die christ-
liche Jungfrau vorausstellt, um dieselbe in der christlichen
Wahrheit zu befestigen und zum Gebetseifer und zur
rechten Andacht zu stimmen. Speziell diese Einleitungen
zu den einzelnen Gebetszweigen stammen von der Ver-
fasserin selbst und zeugen von tief religiöser Geistigkeit.

Maria, die Mutter vom guten Rat und die vier letzten Dinge.

Nach Dionysius dem Kartäuser.
Geschichte, 31 Betrachtungen und Gebete von
Pfr. Frz. Ser. Rossmann.

Mit Approbation des bischöf. General-Vikariats Münster,
des fb. Ordinariates zu Graz und des Augustiner-Priors
in Hohenelbe.

240 Seiten stark. — Preis geb. 75 Pf.

Der Heilige Tag des Christen.

Ein Gebetbuch mit der jedem Sonn- und Fest-
tage eigenen Messe und Vesper lateinisch und
deutsch, der Kreuzwegandacht und einem Anhang
von Kirchenliedern aus dem Straßburger Diö-
zesangesangbuch «Psallite». Neue, völlig um-
gearbeitete Auflage. 16° VIII und 489 Seiten
mit Titelbild. Straßburg i. G. F. X. Le Roux u. Co.
Ausgabe auf gewöhnlichem Papier Preis brosch.
35 Pf. Ausgabe auf feinerem Papier mit roter
Einfassung 80 Pf. Gebunden von 80 Pf. bis
Mk. 5 aufwärts, von den einfachsten bis zu den
elegantesten Luxus-Einbänden.

Es ist freudigst zu begrüßen, daß dieses all-
beliebte Gebetbuch wieder, nachdem es längere
Zeit gefehlt hat, in völlig neuer Bearbeitung und
Ausstattung aufgelegt worden ist.

Das Büchlein erfreut sich im katholischen Volke überall
einer großen Beliebtheit und es dürfte kein anderes dieser
Art geben, welches demselben an Verbreitung gleichkommen
 könnte, wurde es doch bereits im Jahre 1809 (wahrschein-
lich aber schon früher) von obiger Firma gedruckt. Auch
in seiner vorliegenden neuen Auflage wird das Büchlein
sich sicher wieder neue Freunde erwerben.



Deutscher Glaubensbote.

Nr. 7.

Juli 1902.

V. Jahrg.

Bischof Anton Roveggio †.

Anton Maria Roveggio wurde geboren am 23. November 1858 zu Cologna in der Diözese Vicenza in Oberitalien. Von Natur aus war er gelehrt und sonst zeigte er von frühesten Jugend an eine ausgesprochene Neigung zur Frömmigkeit.

Diese Eigenschaften weisen schon von selbst auf den Priesterstand hin, dem er sich zu weihen wünschte. Er trat zu diesem Behufe in das Seminar zu Vicenza ein, wo er seine Studien machte und am 29. März 1884 zum Priester geweiht wurde.

Im Grunde seines Herzens jedoch hatte er stets eine heiße Sehnsucht gefühlt, sein Leben der Heidenmission zu widmen. Dieser Wunsch wurde nach der Priesterweihe so mächtig, daß er darin den Ruf Gottes erkennen mußte und demselben zu folgen beschloß. Er wählte sich die Mission von Zentralafrika und trat nach Überwindung mancher Hindernisse am 4. Dezember 1884 in das afrikanische Missionsinstitut in Verona ein.

Nach einem zweijährigen und rühmlichen Noviziat lege er am 28. Oktober 1887



als einer der zehn Ersten, welche die Umbildung jenes Instituts in die geistliche Genossenschaft der Söhne des hlst. Herzens Jesu mitmachten, die ersten lebenslänglichen Gelübde ab. Bald darauf reiste er nach Afrika ab.

Die Mission von Zentralafrika war damals durch den Aufstand des Mahdi auf Kairo reduziert. Dort wirkte Roveggio etwa drei Jahre.

Als dann im Jahre 1890 die unsern Lesern bekannte Negerkolonie Gefira eröffnet wurde, übernahm Roveggio deren Leitung und fand dort ein umfangreiches Arbeitsfeld. Er war auch Oberer der Ordensleute in der Mission.

Ende 1894 legte der apostolische Vicar, Bischof Sogaro, sein Amt nieder.

Da die Mission von Zentralafrika den „Söhnen des hlst. Herzens“ anvertraut war, ernannte die Propaganda ein Mitglied der Kongregation zum Nachfolger Sogaro's und wählte Roveggio, der unter dem 8. Februar 1895 zum Apostolischen Vicar von Zentralafrika und Titularbischof von Amastri ernannt wurde. Als gehorsamer Ordensmann fügte er sich dem Wunsche seiner Oberen und empfing vom damaligen Roadjutor, jetzt Kardinal und Bischof von Verona, Baccilieri, in der Domkirche zu Verona die bischöfliche Konsekration am 21. April 1895.

Schon im Juni kehrte er mit zwei von ihm geweihten Priestern der Kongregation nach Afrika in seine Mission zurück. Zuerst verlegte er die Residenz des Apostol. Biskops nach Assuan in Oberägypten und erbaute dortselbst eine schöne Kirche der Unbefleckten Gottesmutter nebst Häusern für die Missionäre und Schwestern und eine Schule für Knaben und Mädchen.

Indessen wurde durch den entscheidenden Sieg der englisch-ägyptischen Truppen über die Horden der Mahdisten am 2. September 1898 der Zugang zu dem seit Jahren verschlossenen Innern des Sudan wieder eröffnet und damit dem Seeleneifer des Missionärs das so lang ersehnte große Arbeitsfeld erschlossen.

Um auf dem Nil in das Innere vordringen zu können, fasste der Bischof den Plan, sich einen eigenen Dampfer anzuschaffen zur Beförderung von Personal und Material. Um die dazu erforderliche Geldsumme zu sammeln, reiste er im Jänner 1899 nach Europa; die Reisen und Worte des bischöflichen Bettlers hatten den gewünschten Erfolg; er konnte bereits im November desselben Jahres seine Schritte nach London lenken und dort das Missionsschiff bestellen, das er zu Ehren des Erlösers „Redemptor“ nannte.

Nun lenkte er seine Unternehmungen nach dem Innern seiner Mission. Zuerst sandte er noch im Herbst 1899 zwei Missionäre ab, um in Omdeman die erste Station zu gründen, wohin er selbst bald folgte. Er leitete die Montierung seines Missionsdampfers; dann kehrte er kurz nach Kairo zurück, um das zu einer Missionsfahrt Notwendige zu beschaffen und trat auf dem „Redemptor“ mit einigen Missionären die erste Fahrt an.

Die Ereignisse dieser Fahrt sind unsern Lesern bekannt; das Resultat war die Gründung der Station Zull bei Fashoda.

Abermals kehrte er nach Kairo zurück, um eine zweite, noch weiter ausgreifende Fahrt vorzubereiten. Diese trat er im Herbst 1901 mit 3 Priestern und einigen Brüdern an und drang bis südlich von Gondokoro vor. Er beabsichtigte, von dort aus in das Land der Latuka vorzudringen. Da dort gerade Krieg herrschte und einige seiner Gefährten erkrankten, kehrte er nach einem einmonatlichen Aufenthalt in Fort Berkeley bei Gondokoro nach Zull zurück, wo er anfangs März eintraf. Dann begleitete er einen franken Bruder nach Omdeman und kehrte mit Mitteln für die Station nach Zull zurück. Bald brach er wieder nach Omdeman auf, wo er Ende April ankam und von wo er am 22. April 1902 seine zwei letzten Briefe schrieb.

Der Bischof plante, nach Aegypten und wohl auch nach Europa zu reisen, um neue Hilfsmittel zur Ausführung seiner weiteren Pläne zu erlangen. Es war seine Absicht, mit dem hochw. P. Tappi anfangs Mai von Chartum abzureisen. Um jedoch die Katholiken in Berber-Halfa zu pastorieren, raubte er sich des Begleiters und sandte den Missionär voraus, den er in Halsa zu treffen hoffte.

Der Bischof reiste mit zwei arabischen Dienern am 2. Mai mit der Eisenbahn von Chartum ab.

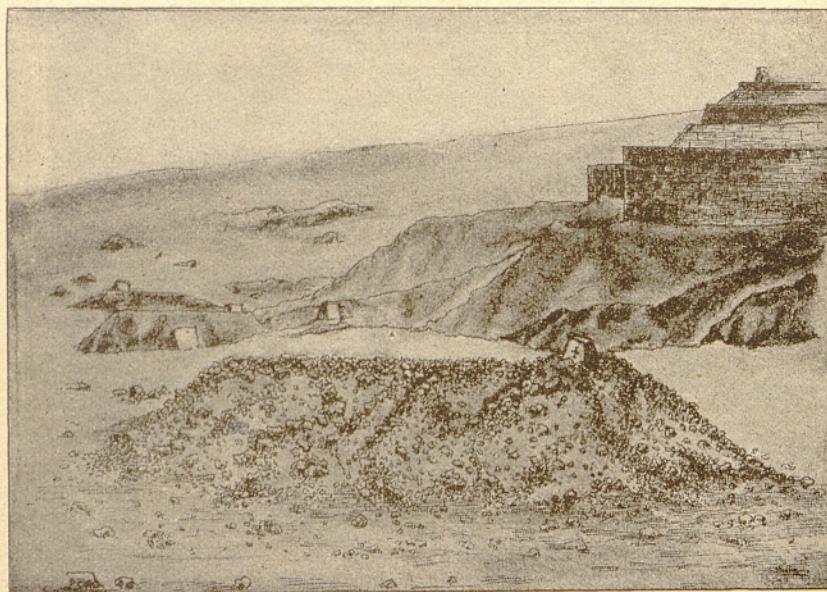
Sein Gesundheitszustand war zwar durch die Strapazen der letzten Monate etwas erschüttert, aber nicht gefährlich. Jedoch bald nach der Abfahrt befiel ihn Fieber. Ein im Zug befindlicher Arzt untersuchte ihn und fand seinen Zustand nicht gefährlich, sodass er die Reise fortführte. Das Fieber nahm jedoch immer mehr zu. Ein syrischer Katholik, Herr Ingenieur Lebnan Balkhos, der im selben Wagen fuhr, widmete ihm seine liebevollen Dienste; aber trotz aller Sorgfalt stellten sich beim Kranken gegen 5 Uhr die Anzeichen des Todeskampfes ein. Man ließ den Zug halten und alle Mittel, welche die Umstände eben erlaubten, wurden angewendet, aber ohne Erfolg. Man hatte bereits nach Berber telegraphiert, damit bei Ankunft des Zuges ein Arzt

mit dem Nötigen zum Transporte des Kranken nach dem Spital bereit sei; aber in dem Augenblick, da man den Bischof aufhob, um ihn vom Wagen zu heben, verschied er. Es war 7 Uhr abends.

Sofort wurden die Behörden und hochw. P. Ohrwalder, Oberer der Mission in Chartum, telegraphisch benachrichtigt. P. Ohrwalder konnte jedoch zum Begegnis nicht mehr eintreffen. Dasselbe fand in der von den Umständen gestatteten bestmöglichen Weise am Nachmittag des 3. Mai statt. Der Mudier von Berber vertrat dabei den Statthalter des Sudan; die Offiziere und Soldaten und eine Musik-

bande erwiesen dem toten Bischof militärische Ehre, während die Knaben der koptischen Schule und die Katholiken von Berber den Sarg begleiteten. Auf dem Grabe wurden Blumen niedergelegt vonseiten des Statthalters und Slatin Paschas.

Die unerwartete Trauerkunde erregte allerorts das größte Staunen. In allen Häusern der Kongregation wurde sofort ein feierliches Requiem gehalten. Auch in seiner Heimatspfarre und an andern Orten Oberitaliens fanden Seelengottesdienste statt. Der feierlichste war wohl jener, der am 10. Mai in der Herz Jesu-Kirche in Cairo gehalten wurde. Unter



Bischof Roveggio's Grab in der Wüste bei Berber.

Pontifical-Äffizienz des Apostol. Delegaten Gaudentius Bonfigli, Titularerzbischof von Cabasa, fand der Gottesdienst statt; es nahmen teil Vertretungen der Franziskaner, Missionäre von Lyon, Jesuiten, englischen Militärkaplänen, Schulbrüder, Kopten, Syrianern, Griechen, Maroniten, sowie aller weiblichen Ordensgenossenschaften der Stadt.

Vertreter der weltlichen Behörden waren erschienen: Ludwig von Belsics, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. f. f. Majestät, sowie der Konsul, das Personal sowohl der diplomatischen Agenzie als des Konsulaten, Viscount Cromer, bevollmächtigter Minister und Generalkonsul Sr. Britischen Majestät, der italienische

bevollmächtigte Minister und der Konsul, sowie noch zahlreiche andere Persönlichkeiten.

Nach diesen kurzen Angaben über das Leben und Wirken des seelenreichen Missionsbischofes erübrigt uns nur noch, mit einigen Strichen seine äußere Erscheinung und geistigen Eigenarten vor Augen zu führen.

Roveggios Gestalt war etwas mehr als mittelgroß, die Stirne breit und frei, der Blick lebhaft und durchdringend, das Antlitz, dessen Ausdruck und Färbung den Südländer verriet, von schwarzem Vollbart umrahmt. Ruhiges und würdevolles Wesen, tiefe und aufrichtige Frömmigkeit, Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller seiner Pflichten, Bescheidenheit,

musterhafter, priesterlicher Wandel, Pünktlichkeit in Beobachtung der Regeln seiner Ordensgenossenschaft, innige Hingabe an sein apostolisches Amt bildeten die Grundzüge seines Charakters.

Als der neu geweihte Bischof im Jahre 1895 die Wallfahrt nach Lourdes gemacht hatte, fragte ihn einer seiner Bekannten, welche Gnade er sich von der Gottesmutter erbeten habe. Der Bischof antwortete, er habe sich die Gnade des Martyriums erbeten. In der Tat starb er als Märtyrer seines erhabenen Berufes. Gleich dem großen Apostel, dem hl. Franz

Xaver, verschied er, verlassen und ganz allein. Wer, wie wir, Bischof Roveggio kannte, zweifelt keinen Augenblick, daß der Tod ihn nicht unvorbereitet traf, denn darauf war er immer vorbereitet. Am Grabe des Missionsbischofs Roveggio vorbei, auf der Straße nach Zentralafrika werden weiterhin Missionäre sich auf das Schlachtfeld begeben und werden fallen und wieder andere werden über ihre Gräber und Gebeine hinweg vordringen und nicht ruhen, bis das Kreuz des Welterösers über Heidentum und Barbarei Zentralafrikas endgültig gesiegt haben wird.

Mission und Kultur.

Im vorigen haben wir die Sprache mehr von der Seite des Volkes aufgefaßt, bei welchem die Mission statthat. Sie stellte sich uns dar, als der genaueste Abdruck des inneren Geisteslebens. Aber gerade deshalb hat sie auch für den betreffenden Missionär ihre große Wichtigkeit. Sie ist ihm der Schlüssel zum Herzen des Volkes. Sie ist die kundige Fackelträgerin, welche ihm auf den labyrinthisch-verschlungenen Pfaden des Fühlens, und Wollens seiner Schützlinge voranleuchtet. Sie ist die treue Dienerin, welche ihn einführt in den geheimnisvollen Schacht, wo die Lebensgeister hausen. Sie ist die untrügliche Dolmetscherin des gesamten inneren und teilweise auch des äußeren Handels und Wandels der zu missionierenden Nation.

So aufgefaßt, bedeutet die Sprache für den Missionär einen nicht genug zu schätzenden Gewinn. Freilich wird man einwenden können, daß der Missionär wichtigere Dinge zu tun habe, als Sprachwissenschaft zu treiben. Gewiß, wenn man unter Sprachwissenschaft ein leeres Wurzel-Zusammenuchen versteht. Dazu ist der Missionär allerdings nicht da. Das kann allenfalls so nebenbei geschehen. Aber gehören denn die Gebete, Segenssprüche, Flüche und Verwünschungen, die Sprichwörter, die manchmal ganz eigentümliche Benennung bestimmter Gegenstände, die Zauberformeln und Opferriten, die geschichtlichen und religiösen Erzählungen und vor allem die Fabeln nicht in das Gebiet der Sprache?

Sicherlich gibt die eigenartige Gedankenverbindung

in solcherlei Dingen dem Missionär vielfach Anhaltpunkte für das, was im Herzen des Volkes vorgeht. Aber weit bedeutender sind jene Erscheinungen und dies hauptsächlich im Bereich der Fabel, wo z. B. den Tieren Eigenschaften, wie Liebe zur alten Mutter und ähnliche beigelegt werden, die in dem verwilderten Volke nicht mehr zu finden sind. Die Fabel stellt aber sittliche Wahrheiten des menschlichen Lebens dar und zwar desjenigen ihrer Entstehungszeit und ihrer Erfinder. Nun pflanzen sich die Erzählungen fast unverändert von einem Geschlechte auf das andere fort, während die Volksriten leider nur zu rasch wechseln. Dann hat jedoch der Missionär in einem solchen Fall ein nicht zu verachtendes Beweismittel aus der Vergangenheit des Volkes selbst, um den schlimmen Zuständen der Gegenwart entgegentreten zu können.

Man erlaube noch ein anderes Beispiel.

Viele wilden Völker glauben nicht an die Unsterblichkeit der Seele. Der Beweis für die Unsterblichkeit der Seele gehört aber bekanntlich zu den schwierigsten für einen Menschen, der nur für das Materielle Sinn hat. Bei den meisten wilden Stämmen finden sich jedoch noch dunkle Erinnerungen der Uroffenbarung. Früher, sagen sie, da lebten die Menschen im Himmel bei Gott und dort gab es immer Bier, Tanz und Spiel und die Menschen sollten gar nicht sterben. Aber als einige böse geworden waren, ließ Gott alle an einem Seile zur Erde hernieder. Die Guten konnten nun wieder hinaufsteigen, die Bösen aber nicht mehr. Endlich

riß jedoch das Seil und so kommt niemand mehr hinauf. So viele Negerstämme. Solche Erscheinungen bilden aber jedenfalls eine willkommene Handhabe für den Missionär. Und ähnlich in vielen anderen Fällen.

Wenn wir nun daraus einen Schluß ziehen dürfen, dann möchten wir auf eine nicht ganz belanglose Frage hinweisen. Wann soll der Missionär die Sprache jenes Landes lernen, in welchem er einst wirken wird? Unsere Ansicht ist, er könne damit nicht früh genug anfangen. Freilich eignet man sich im Lande selbst die Redefertigkeit viel leichter an. Aber aus dem oben Angeführten dürfte erschellen, daß der Missionär bei der geläufigen Aussprache allein nicht stehen bleiben kann. Er muß ja nicht nur in den Bau, sondern auch in den Geist der Sprache eindringen und dazu sind die Vorarbeiten von der größten Bedeutung, wie sich an den Fingern abzählen läßt. Dann fällt aber gerade bei diesem Punkte noch ein anderes Gewicht in die Wagschale. Der angeblich Wilde hängt mehr an seiner Muttersprache als der Ueberkultivierte. Das können wir ja an unserer eigenen deutschen Sprache am besten sehen. In den guten alten Zeiten fiel es keinem echten Deutschen ein, irgend eine ausländische Sprache für besser als die eigene zu erachten, wie es die Franzosen-Nachäffer der Neuzeit getan haben.¹⁾ Es kann daher nur vom größten Segen sein, wenn der Missionär im Besitze der Landessprache unter dem Volke erscheint. Dann gilt er den Wilden nicht mehr als Fremder, sondern fast als einer der ihrigen. „Er redet meine Sprache, also liebt er mich,“ schließt der Naturmensch und er hat Recht.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Sprache bleibt uns jedoch vorerst noch eine Frage zu stellen. Wir haben allerdings erklärt, was wir unter Kultur verstehen, wir haben außerdem festgesetzt, wir wollten als Missionäre nicht nur den Heidenapostel, sondern auch jeden als solchen betrachten, der mit der Leitung anderer betraut ist. Aber haben wir auch angegeben, welche Grundmerkmale jede Mission an sich haben muß, um ihres Namens würdig zu sein? Nur dann, wenn wir das Wesen beider einander gegenüberhalten, können und dürfen wir ihre wechselseitigen Beziehungen darlegen. Also was ist Mission im allgemeinsten Sinne?

¹⁾ Die meisten alten Kulturvölker können ebenso als Beispiel dienen. Aber nur die alten Ägypter von anno 2000 vor Christus lassen sich den deutschen Sprachfreveln des reformierten Deutschland einigermaßen an die Seite stellen. — Freilich hat in jenen „guten, alten Tagen“ auch die fath. Kirche viel zur Festhaltung der nationalen Selbständigkeit beigetragen.

Unter Mission verstehen wir nichts anderes als die zielbewußte Arbeit, welche aufgewandt wird, um den Menschen seiner Idee entsprechend auszubilden, oder etwas christlicher ausgedrückt, um den Menschen zu dem zu machen, was er nach Gottes heiligem Willen sein soll. Welche Idee der Mensch aber verwirklichen soll, ist deutlich genug ausgesprochen in den Worten der hl. Schrift: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnis.“ Und wie zur Bestätigung wiederholt der hl. Geist: „Gott hat den Menschen recht gemacht.“ Die Aufgabe der Mission bleibt es demnach, den Menschen wieder recht zu schaffen und den rechtschaffenen soweit als möglich vor dem Falle zu bewahren. Daß dem ganzen Altertum und dem vielgepriesenen klassischen am meisten, eine solche Mission völlig fremd war, bedarf keines langen Beweises. Es hatte ja keine Ahnung von der Menschenwürde. Der Staat rechnete mit dem Menschen überhaupt bloß als Zahl; die Wissenschaft besaß nicht den richtigen Begriff des Geistes; die Götter waren stumm. Ganz abgesehen davon, daß dem größeren Teile der Menschheit, den Sklaven, das Recht auf Menschlichkeit aberkannt wurde, erklärten selbst die edelsten Geister, wie z. B. Plato, den Menschen als einen Spielball der Götter, an welchem sie ihre Launen ausließen.¹⁾ Und derselbe Plato, der doch als einziger eine Dämmerung von dem Menschengeiste zu haben schien, faßt die ganze Bildungslehre in die zwei Worte zusammen: „Turnen für den Leib, Musik für den Geist.“ Wenn so gemein die Edelsten und Weisesten dachten, was müssen dann erst die anderen als Bildung und Geistesfultur angesehen haben? Wir wissen es. Der Enderfolg ihres Treibens — Lebens wäre noch eine Schmeichelei — war denn auch der große Verzweiflungsschrei. Ein anderer Geist mußte über die Menschheit kommen und das Angesicht der Erde erneuern. Er ist gekommen. Der göttliche Heiland hat sein Programm entworfen. Es lautet kurz und klar: „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und das Uebrige wird euch dazu gegeben werden.“ Das Programm des Gottmenschen ist das Programm der christlichen Mission. Es umfaßt das innere Heiligtum des Menschen, ohne dessen äußere Verhältnisse darüber zu vergessen. Gerade an diesem Programm, das sich anscheinend so wenig mit dem

¹⁾ Ähnlich sagt der römische Dichter Plautus, daß die Götter mit den Menschen spielten, wie diese mit „Kegeln“ (Captiv. prolog. 22).

äußerem Leben beschäftigt, kann man am besten die Beziehungen zwischen Mission und Kultur ersehen. Man hat ja dann nur nachzusehen, ob seine Ausführung alle jene Erscheinungen, die man zur wahren Kultur zählt, im Gefolge hatte und noch hat. Und wahrlich, dieses Nachsehen erfordert keine große Anstrengung.

Die christkatholische Glaubenslehre ist schon von vornherein mit der Wissenschaft verwachsen. Man wähle nur eines der verhimmelten alten Kulturvölker, die praktischen Römer, die oberflächlichen Griechen, die gewaltigen Babylonier oder die praischen Aegypter und untersuche ihre Religion. Immer ist sie lückenhaft und zusammenhangslos, oft sonderbar genug, wunderlich und widerspruchsvoll. Ganz anders die christliche. Schon durch den straffen Wechselverband ihrer Sätze erscheint sie fast wissenschaftlicher als die Wissenschaft selbst. Denn es sei ein beliebiges System gegeben, es stürzt nicht zusammen, wenn man nur seine letzten Sätze umstößt. Was diesen herausgerissenen Sätzen vorangeht, bleibt durch den gewaltsamen Angriff unverändert und unberührt. Das Gebäude unserer Glaubenslehre besteht dagegen nicht bloß aus einer bestimmten Anzahl aufeinandergeschichteter Steine, die nach einem festen Plan geordnet sind. Es ist gewiß nicht gleichgültig, an welcher Stelle man einen Stein aus diesem Bau herausbricht, wenn man doch einmal den Sturmblock an seine Mauern ansetzen will, aber das ist jedenfalls eine sicher verbriezte Tatsache der Geschichte, daß ein jeder, der irgendwie auch nur ein kleines Steinchen aus seinem Platze sprengte, in demselben Augenblicke sein eigenes ganzes Christentum über den Haufen rannte. Nicht unpassend kann man an eine Kugel denken, deren Bestand von einer bestimmten Bewegung um eine feste Axe abhängig gemacht ist. Um die Kugel zu vernichten, braucht man nur irgendwo ein Stück herauszuschneiden und die Umdrehung wird unregelmäßig: die ganze Kugel zerstößt. Aber gerade aus diesem innigen Zusammenhang der einzelnen Dogmen untereinander und mit dem sie belebenden Geiste erhellt sofort, wieviel Wissenschaftlichkeit ihre Darstellung erfordert. Tatsächlich hat auch gerade die grundlegendste aller Wissenschaften, die Logik (die Lehre vom richtigen Denken) und ihre Schwester, die Metaphysik (die Lehre vom Ueberstönnlichen) vonseiten der christlichen Theologen eine nie gesehene Ausbildung erfahren. „Es ist einfach unmöglich, mehr Geist zu besitzen als die Scholastiker (die großen katholischen Theologen des Mittelalters), eine größere Einheit, eine völligere Harmonie, zahlreichere Hilfsmittel in der Beweis-

führung, eine genauere Zerlegung in Teile, eine machtvollere Zusammensetzung zu offenbaren.“ (Vikt. Courin.)

Doch das ist nur die wissenschaftliche Außenseite der christlichen Glaubenssätze. Viel wichtiger erscheint uns aber der Umstand, den besonders die Kirchenväter der ersten Zeit mit Vorliebe betonen. Wir meinen die Beziehung des Dogmas zur heidnischen Philosophie. Es soll nicht einmal ein Gewicht darauf gelegt werden, daß die heidnischen Philosophen so gar manches aus dem Christentum gestohlen haben. Aber wer weiß nicht, welche Anstrengung die alten Weltweisen machten, um die Wahrheit zu finden. Und doch waren es nur Bruchstücke, was ihr Denken ans Tageslicht gezogen. Aber dies wenige war immerhin ein Funken der Wahrheit und somit der christlichen Sonne verwandt. Sokrates und Heraclit wurden daher ohne Bedenken als „Christen“ oder wenigstens als ihre „Gesinnungsgenossen“ erklärt. Um meistens bekannt ist der Ausspruch des Clemens von Alexandrien, die heidnische Philosophie sei eine treffliche Vorschule für den Glauben an Christus, zum Leben nach seiner Lehre und das beste Mittel, die Heiden zu gewinnen. Und Tatian bekennt von sich, daß gerade das seinen Übertritt zum Christentum veranlaßt habe, daß er nach genauem Studium herausgefunden, wie die Weisheit der Christen eigentlich älter sei als die des alten Homer und der sieben Weltweisen.

Man darf nun aber nicht glauben, diese wissenschaftlichen Bezüge der christlichen Glaubenslehre machten sich bloß für den gebildeten und studierten Mann oder den reiferen Menschen geltend. Der Philosoph ist es nicht allein, welcher voll Bewunderung die harmonische Gliederung des christkatholischen Glaubensgebäudes betrachtet, seine Pläne nachzudenken sucht, seine beste Kraft dafür verwendet, die einzelnen Teile äußerlich noch klarer hervortreten zu lassen und trunkenen Blickes dem fühen Flug des Geistes folgt in jene unermessliche Weite, die der Glaube ihm eröffnet, nein, auch das kleine Kind christlicher Eltern weiß von den eigentlichen weltbewegenden Fragen mehr als jeder der größten Denker des Altertums. Woher die Welt? Wer hat sie geschaffen? Ist sie ewig? Ist sie zeitlich? Wozu ist sie da? Wozu sind wir da? und hundert ähnliche Fragen wurden aufgeworfen und nicht beantwortet. Die gewaltigsten Geister dachten, suchten und forschten und ihr Schlusswort war immer der Seufzer: „Ah, daß doch ein Gott herniedergestiege und uns belehrt!“ Das christliche Kind, in der ersten Blüte seines Lebens und noch nicht recht zum Gebrauche der Vernunft gekommen, weiß alle diese Rätsel ohne Schwierigkeit zu lösen.

Noch mehr! Wie oft verliert der ungläubige Gelehrte den allgemeinen Überblick! Für ihn gibt es nur ein Fach und das ist das einzige. Für alles andere, für etwas, das außer und über ihm liegt, hat er keinen Sinn. Dieser läßt von der ganzen Weltgeschichte nur die Jahre 1520—1525 gelten, jener kennt keinen höheren Genuss, als wenn er wieder den Schnapsrausch eines verkommenen Handwerksburschen in seine Statistik eintragen kann. Ein

anderer rechnet die Anzahl der Jahre aus, welche wohl vergangen sein müssen, seit der Mensch vom Affengeschlecht sich abzweigte und ein vierter schwält gar sein ganzes Leben lang über der Möglichkeit, den Casus irreducibilis der kubischen Gleichungen arithmetisch zu lösen. Wie beschämten diese einseitigen, kurzsichtigen Stubengelehrten doch das christliche Kind. Es weiß bereits, daß es in weiter, weiter Ferne, im armen Heidenland, Brüderlein und Schwestern



Teilansicht von Kairo.

hat, für die es betet, die es hienieden zwar niemals sehen wird, von welchen es aber hofft, im Himmel mit ihnen zusammenzukommen. Welche Freude verklärt doch sein reines Auge, wenn es dem auf dem Altar aufgestellten kleinen Negerkind den erbsparten Heller in den dargebotenen Hut werfen kann! Wie glänzt die unschuldige Stirne, wenn der kleine, schwarze Bettler ihm noch freundlich zunickt! Fürwahr, es glaubt, schon ein ganzes Erlösungswerk vollbracht zu haben.

Aber auch in viel engerem Sinne genommen, be-

fundet unser Glauben häufig wissenschaftliche Beziehungen, die uns mit gerechtem Staunen erfüllen. Wir haben nicht nötig, an die großen Geistesmänner des katholischen Mittelalters zu erinnern, die ihr ungeheures Wissen großenteils vor dem Kruzifixe betend sich erwarben. Es genügt der Hinweis auf den liebenswürdigen Heiligen unseres Volkes im vorigen Jahrhundert, auf den seligen P. Hofbauer, der bei nicht allzugroßer wissenschaftlicher Bildung die schwierigsten Fragen, über welche die gelehrten Universitätsprofessoren nicht hinwegkamen,

ohne jede Mühe klarstellte.¹⁾ Ein ähnliches Beispiel gibt auch der im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Pfarrer von Ars in Frankreich. Und wieviele einfältige Seelen leben nicht, die in den verwickelsten Tagesfragen so klar sehen, ja bei weitem klarer und richtiger als der gelehrt Beurteiler, der die ganze höhere Welt in seine engherzigen Formeln zwängen möchte. Sie stehen eben durch den Glauben über dem nebelerfüllten Tale der irdischgesinnten Menschheit. Ihr Verstand ist durchleuchtet und erhellt vom Glanze Gottes. Es ist nicht Gelehrsamkeit und nicht Wissenschaft, was der Glaube verleiht, wohl aber etwas ungleich höheres als alles das: es ist Weisheit und zwar Weisheit Gottes. (St. Thomas.)

Dass dem so ist oder vielmehr so sein muss, geht schon daraus hervor, daß die Offenbarung in Jesus die vollendete Erscheinung der göttlichen Vernunft ist. Was Christus gedacht, gewollt, getan, hat er seiner Kirche als Erbteil vermacht. Sie, und sie allein, bewahrt seine Wahrheit in sich für alle Zeiten. Wie die Ströme ihr Wasser aus dem Meere gewinnen und wieder dahin zurücktragen, so fließt jede Wahrheit, jedes menschliche Wissen aus dem göttlichen Vorne, zu dessen Hüterin die katholische Kirche bestellt ist. Darum hat auch — im Gegensatz zu allen anderen Religionen des Altertums und der christlichen Zeit — die katholische Kirche allein neben ihrem Glauben die Wissenschaft gefördert. Nicht nur neben ihrem Glauben, sondern gerade durch diesen. Nicht nur gefördert, sondern vielmehr gerettet. Nicht nur gerettet, sondern geradezu erzeugt. Mit Recht bemerkt daher der protestantische Geschichtsforscher Guizot: „Es ist eine unleugbare Tatsache, daß die ganze geistige und fittliche Entwicklung Europas wesentlich auf seiner Theologie fußt, welche die Geister beherrscht und leitet. Alle Anschauungen tragen das Gepräge der Theologie. Von ihrem Standpunkte aus werden alle Fragen, die philosophischen, politischen und historischen erörtert. Der Geist der Theologie ist gleichsam das Blut, das durch die Adern der Welt fließt bis auf Bacon und Descartes. Dieser Einfluß war höchst sogenreich. Denn er hat nicht allein die geistige Bewegung in Europa genährt und befruchtet, seine große Bedeutung liegt vielmehr darin, daß er ein System geschaffen, das höher stand als alles, was die alte Welt gekannt hatte.“

Wenn man wissen will, wie es in einem Lande um die Wissenschaft eigentlich bestellt ist, dann ist

¹⁾ Wenn man ihn fragte, woher dieses Wissen komme, sagte er scherzend: „Ich habe eben eine katholische Nase und rieche damit die Lüge sofort.“

es nicht erforderlich, ein großer Gelehrter zu sein, um das beurteilen zu können. Es genügt schon ein Blick in die Schulzustände des gewöhnlichen Volkes. Freilich dürfen dabei die Zeit- und Ortsverhältnisse nicht außer acht gelassen werden. Sind die Zustände der Volksschule gesund¹⁾, dann ist fast immer die höhere Wissenschaft im richtigen Fahrwasser. Da ist es nun wieder die katholische Kirche, welche das große Verdienst beanspruchen darf, zuerst und allein in selbstloser Weise sich dem Unterrichte des gewöhnlichen Volkes gewidmet zu haben. Zu verschiedenen Malen konnten wir darauf hinweisen.²⁾ Welches Wissen ist nicht schon in dem einfachen Volkskatechismus enthalten, mit dem die Kirche unterrichtet! „Sie fragt den jungen Christen, woher er stammt: er weiß es; wohin er geht: er weiß es; wie er zu seinem Ziele gelangt: er weiß es. Sie fragt dieses arme Kind, das in seinem Leben noch nicht darüber nachgedacht hat, warum es hier ist und was nach seinem Tode aus ihm wird: es gibt eine erhabene Antwort. Sie fragt, wie die Welt geworden und warum. Gott hat sie, die Pflanzen und Tiere geschaffen. Wie die Erde bevölkert wurde, woher die Verschiedenheit der Sprachen, woher unser Leiden — alles weiß es. Ursprung der Welt, Ursprung unseres Geschlechts, Bestimmung des Menschen in diesem und jenem Leben, das Verhältnis des Menschen zu Gott und seinesgleichen, sein Recht auf diese Schöpfung — nichts ist ihm fremd. Und wenn es herangewachsen ist, kennt es die Prinzipien des Naturrechtes, des Völkerrechtes, denn alles folgt von selbst aus seinem Unterricht“ (Jouffroy). Und wer möchte alle die Verordnungen der Päpste, Bischöfe und kirchlichen Synoden von den frühesten Zeiten des Mittelalters an aufzählen, welche den Geistlichen den Unterricht des Volkes als eine heilige Pflicht ans Herz legten? „Schon in den ersten Tagen des Mittelalters“, sagt der keineswegs kirchlich gesinnte Schriftsteller Tarsot, „begriff die Kirche, daß der Volksunterricht für sie eine Pflicht sei und diese Pflicht hat sie denn auch mit aller Treue zu erfüllen sich bestrebt. Tatsächlich gab es im dreizehnten Jahrhundert keine Landgemeinde, die nicht ihre Schule besaß.“ Es verstand sich von selbst, daß zu jeder Pfarrkirche auch eine Schule gehörte. Wenn

¹⁾ Daß wir eine Volksschule deshalb allein noch nicht für gesund erachten, weil die zukünftige Stallmagd Dinge lernen muß, die der Apotheker vielleicht braucht, versteht sich wohl von selbst.

²⁾ Erinnert sei nur an den hl. Wiho (vgl. „Stern der Neger“ Nr. 4 S. 112 ff.) oder an die Knaben- und Mädchenschulen des hl. Rupert, „Stern der Neger“ Nr. 3, S. 80, 81.

wir sogar lesen, daß es in Bayern kaum ein Städtchen oder einen Markt flecken gab, wo nicht sogar noch ein lateinische Schule anzutreffen war, dann dürfen wir uns heute füglich schämen. Oder was wollen wir erst sagen, wenn Nonnen in jenen gut-katholischen Tagen nicht nur lateinisch lesen, schreiben und sprechen, sondern auch ganze Theaterstücke dichten. Und das waren keine Ausnahmen. Vielleicht spötteln wir darüber mit der bekannten Phrase: „Wird ein schönes Mönchslatein gewesen

sein.“ Aber wir haben vergessen, daß man solche Theaterstücke schon dem berühmten Cestes zugeschrieben hat, den doch Freund und Feind als zweiten Ciceron preist, was die Sprache anbelangt. Schließlich darf man über das mittelalterliche Mönchslatein nicht so ohne weiteres die Nase rümpfen, besonders wenn man es nur vom Hörensagen kennt, gibt ihm doch ein Geschichtsforscher wie Giesebrécht, und dieser ist Protestant, das Lob „hinlänglicher Reinheit und Kraft.“

(Schluß folgt.)



Die Glaubensboten des deutschen Volkes.

Der hl. Bonifazius.

II. Bonifazius in Deutschland.

Als der hl. Bonifazius den Boden Deutschlands betrat, sah es hier gar traurig aus. Zwar hatte das Christentum bei einzelnen Stämmen, z. B. den Bayern, Alamannen, Thüringern und Friesen schon früher Wurzel gefaßt, wurde aber immer wieder vom Heidentum überwuchert und konnte keine rechte Frucht bringen. Die großen Stämme der Sachsen und Hessen hatten bis dahin vom Christentum wohl nur wenig gehört. Wenn man das Leben und Treiben unserer heidnischen Ahnen kennt, so bleibt es einem geradezu unbegreiflich, wie man heute nach 1200 Jahren einen solchen Zustand als glückselig anpreisen kann. Freilich hatten die alten Deutschen von ihren Göttern eine viel würdigere Vorstellung als die gebildeten Griechen und Römer; ihre Sitten mochten auch den eigenen Stammesangehörigen gegenüber etwas reiner sein, als die der andern alten Völker, aber dafür besaßen sie zwei Untugenden,

welche den Vorteil wieder reichlich aufwogen. Dürfte man sich etwas derb ausdrücken, so möchte man sagen, es ging den alten Deutschen nichts über eine gehörige Rauf- und Sauferei. Sie verehrten daher auch eigens einen Gott „Stoffo“, dem sich die Zecher durch einen möglichst großen Rausch ergeben zeigten wollten. So nebenbei hatten sie aber noch an dem Donnergott Thor ein erbauliches Beispiel der Enthaltsamkeit. Dieser aß nämlich auf einer Hochzeit vier Ochsen, acht Lachse und trank dazu drei große Faß Bier. Dazu war er außerdem ein großes Leckermäul, denn er nahm auch noch den ganzen Nachtisch zu sich, das „Geschlecksel“ für die Frauen. Im Bunde mit diesen beiden Lastern befand sich dann bei den Deutschen noch ein maßloser Unabhängigkeitszinn, Nachsucht, Blutrache und die sprichwörtlich gewordene Faulheit. Die Frauen standen nicht viel über den Sklaven, deren es eine Menge gab. Mehr aber als der Wahn dieser Leute

betrübte den Heiligen die Wahrnehmung, daß unter den Seelhörgern in Süd- und Mitteldeutschland sehr viele Mietlinge waren, die das Volk wieder ganz in die alten Laster zurückzuführen ließen, ja dazu das wirksamste Beispiel gaben. Bonifatius hatte also überall vollauf zu tun.

Als er im Jahre 719 die Alpen überschritten hatte, durchwanderte er Süddeutschland ohne größeren Aufenthalt, um erst in Thüringen Halt zu machen. Allein durch die vielfachen Zänkereien im Schoze des Volkes selbst, wie aber hauptsächlich durch die verheerenden Einfälle der heidnischen Sachsen gezwungen, wandte sich Bonifatius bald wieder Friesland zu, wo er den hl. Willibord thatkräftigst unterstützte. Aber der eifrige Missionär hatte die Beziehungen zu Thüringen nicht völlig abgebrochen, wie aus einem schönen Brief hervorgeht, den er an einen reichen Jungling namens Nithard schrieb. Er empfahl ihm darin neben dem Streben nach Tugend besonders die Liebe zur Wissenschaft.

Willibord, der bereits alt und hinfällig war, wollte den Heiligen zum Missionsbischof von Friesland weihen, Bonifatius lehnte es jedoch ab, da er einerseits für dieses hohe Amt unwürdig sei und auch das erforderliche Alter nicht besäße, anderseits aber für das eigentliche Deutschland die Sendung empfangen habe.

Wie protestantische Geschichtsmacher aus diesem Verhalten den feelenleichten Missionär einer „jesuitischen Finte“ bezichtigen können, bleibt vom geschichtlichen Standpunkte aus ein Rätsel.

Inzwischen hatte Karl Martell die Sachsen aufs Haupt geschlagen, sie in ihre alten Grenzen zurückgetrieben und Mitteldeutschland dem fränkischen Staatsverbande eingegliedert. Damit war hier die Ruhe hergestellt und Bonifatius konnte zurückkehren. Von Norden kommend, traf er zunächst auf die Hessen. Im geraden Gegenteil zu ihrem früheren Verhalten ergriff sie jetzt ein mächtiger Zug zum Christentum. Allerdings kostete diese Bekehrung viele Mühen und Arbeiten, Sorgen und Kümmernisse, wie aus einem Brief an seinen ehemaligen Bischof Daniel erhellte, aber der Heilige hatte auch den Trost, die herrlichen Erfolge des Jahres 722 dem Stellvertreter Christi durch einen Brief mitteilen zu können. Der Bote brachte bald von Rom die Nachricht in einem Handschreiben des Papstes, Bonifatius solle persönlich nach Rom kommen, um sich mit dem heiligen Vater zu besprechen.

Die Beschwerden einer Romfahrt der damaligen Zeit kennen wir; ebenso auch das Leben der Pilger in Rom. Nachdem Bonifatius dem Papste genauen Bericht gegeben, entschloß sich dieser den thatkräftigen

Missionär zum Bischof zu weihen, was wohl noch im Jahre 722 am Tage des heiligen Apostels Andreas geschah. Der Papst gab dem neuen Bischof bei der Abreise aus Rom noch fünf Briefe mit, einen an den mächtigen Hausmeier Karl Martell, einen an die Geistlichen und das Volk Deutschlands, einen dritten an beide Obrigkeitkeiten daselbst. Der vierte ist an fünf Grafen in Thüringen gerichtet, während der fünfte sich an die Altsachsen wendet und die große Teilnahme des Papstes an dem Geschicke Deutschlands offenbart. Nach der Lebensbeschreibung des hl. Willibald hätte Winfried zum ersten male bei der Bischofsweihe den Namen Bonifatius erhalten. Allein dies ist aus verschiedenen Gründen unwahrscheinlich. Neben dies läßt sich Willibalds Angabe auch richtig deuten.

Im Besitze der erwähnten Briefe zog Bonifatius nach Deutschland. Am Hofe Karl Martells fand er eine freundliche Aufnahme. Nur suchten die Hofgeistlichen, deren Lebenswandel keineswegs makelfrei war, den Einfluß des Heiligen bei dem Hausmeier zu vermindern. Glücklicherweise gelang es ihnen nicht und Karl Martell übergab dem Bischof ein Schreiben für alle weltlichen und geistlichen Beamten, dahin lautend, daß Bonifatius unter seinem besonderen Schutze stehe und sich in strittigen Fällen jederzeit an ihn wenden dürfe. So konnte der Heilige getrosten Mutes wieder die Arbeit in Hessen aufnehmen.

Kein Mensch wird im Handumdrehen aus einem Heiden ein guter Christ. Wir selbst, die doch das unverdiente Glück hatten, von christlichen Eltern und in einem christlichen Lande geboren zu werden, haben ja unser ganzes Leben lang zu arbeiten, um die hohen Anforderungen unseres heiligen Glaubens getreu zu erfüllen. Es kann uns daher billigerweise nicht verwundern, wenn auch die alten Deutschen lange mit den früheren Anschaunungen zu kämpfen hatten. Das war allerdings für Bonifatius eine müßliche Sache. Denn manche, die am Tage ganz anständig seiner Predigt lauschten, schlichen des nachts heimlich wieder zu den heidnischen Gelagen und zeichneten wacker darauf los. Auch andere Mißstände traten noch an den Tag. So waren z. B. die von Karl Martell gesandten Priester in keiner Hinsicht geeignet, ein heidnisches Volk zu bekehren. Gegen diese durfte der Bischof aber auch nicht energisch auftreten, sonst hätte er leicht den hier so notwendigen Schutz vorsieben des Hausmeiers verlieren können.

In diese Zeit fällt auch die allbekannte Geschichte der Donnerseiche bei Geismar. Nähtere Nachrichten über das damalige Wirken des Heiligen sind jedoch geschichtlich nicht zu erhärten. Nur was über die

Gründung des Klosters Ohrdruf an der Ohre im heutigen Herzogtum Coburg-Gotha überliefert ist, steht unzweifelhaft fest. Während seiner dortigen Tätigkeit erschien ihm der hl. Erzengel Michael und ermutigte ihn zur Ausdauer. Andern Tags nach der hl. Messe wollte Bonifatius essen, bekam aber keine Speisevorräte. Doch der Himmel sandte einen Vogel, der ihm einen Fisch zutrug. Zum Andenken daran baute der Bischof an der Stelle eine Michaelskirche und ein Kloster, das der Mittelpunkt und Lebensquell der Stadt Ohrdruf wurde.

Was jedoch Bonifatius tat, immer blieb er in lebendiger Verbindung mit Rom. Ja, er holte sich manchmal in Angelegenheiten bei dem Papste Rat, die er kraft eigener Vollmachten hätte entscheiden können. Dadurch wurde aber um das zerstückte Deutschland umso fester das religiöse Band geschlossen, zum großen Glück und Segen seiner Völker.

In seiner ausgedehnten Wirksamkeit wurde der eifrige Bischof von einer großen Schar gottbegeisterter Männer und Frauen unterstützt. Leider sind uns die Namen vieler verloren gegangen, aber Gregor¹⁾, Sturmi, Denewald, Willibald, Wunibald, Sola, Burkhardt, Lullus, Witta, der Lehrer Karls des Großen, Wigbert, Meginhart sind Männer, welchen Deutschland in jeder Beziehung viel verdankt. Unter den Nonnen, welche dem Heiligen aus England folgten und die weibliche Jugend in Religion, Handarbeit und den Wissenschaften²⁾ unterrichteten, glänzen die Namen einer Kunihild, Kuniltrud, Lerratgid, Tekla, vor allen aber Lioba und Walpurgis.

Inzwischen hatte der Tod den großen Papst Gregor II. abgerufen und Gregor III. den Stuhl Petri bestiegen. Dies geschah im Jahre 731. Als Bonifatius dies erfuhr, sandte er fogleich nach Rom, um dem neuen Papste seinen Glückwunsch und seine Huldigung darzubringen. Im folgenden Jahre ließ er dann durch einen zweiten Boten dem Papste genauen Bericht erteilen über den Stand der Mission in Deutschland. Gregor III. war über die großen Erfolge der Missionäre hocherfreut und übersandte dem Heiligen das Pallium³⁾ als ehrendes Zeichen

¹⁾ Diesem Gregor sind wir schon vielfach begegnet Vgl. Stern der Neger Nr. 2, S. 57 und Nr. 4, S. 113 f.

²⁾ Diese Nonnen sprachen geläufig Latein, waren in den Kirchenvögtern gut bewandert, lasen die römischen Dichter und dichteten selbst in lateinischer Sprache.

³⁾ Das Pallium ist ein weißes, wollenes, mit Kreuzen durchwirktes Schutztuch, das nach vorne herabhängt und von den Erzbischöfen als Zeichen ihrer erzbischöflichen Würde getragen wird. Am Festtage der Apostel Petrus

seiner Anerkennung. Zugleich befahl er ihm, das Cheverbot bis auf den siebten Grad auszudehnen und den Genuss des Pferdefleisches zu unterdrücken. Beides hatte in den damaligen Verhältnissen seine gute Berechtigung.

In das Jahr 732 fällt auch die Gründung des Klosters Fritzlar (eigentlich Friedeslar = Friedensstätte), das Bonifatius dem hl. Petrus weihte und anfangs selbst leitete. Fritzlar wurde für ganz Hessen ein Brennpunkt des religiösen Lebens und kulturellen Aufschwunges. Hier wurde u. a. auch zuerst ein Weinberg angelegt.

Bonifatius hatte jedoch, wie aus verschiedenen Briefen erhellst, zu keiner Zeit die Missionierung der Sachsen aus dem Auge verloren. Aber alle diesbezüglichen Versuche schlugen fehl. Die Sachsen blieben verstockt (vgl. Stern d. N. Nr. 2, S. 57 ff. und Nr. 4, S. 112 ff.). Darum wandte sich der Heilige nach Bayern, als er Hessen und Franken in den Händen seiner heiligmäßigen Schüler wußte. Wir haben die wirren Verhältnisse des damaligen Bayern früher schon kennen gelernt (vgl. Der heil. Rupert: Stern der Neger Nr. 3, S. 80 ff.). Aber auch eine Kraft wie Bonifatius konnte hier nicht auf einmal alle Schäden abstellen und zu einem längeren Aufenthalt durfte er sich ebenfalls nicht entschließen, da sein Beistand in den nördlichen Staaten immerhin noch unentbehrlich war. Aber die vorläufige Kenntnis des Landes sollte ihm auch hier zugute kommen. Zudem gewann er in dem jungen Sturmi einen in jeder Hinsicht bedeutenden Mann. Wie lange Bonifatius in Bayern verweilt hatte, läßt sich nicht bestimmen. Bald aber treffen wir ihn wieder in Hessen und Thüringen, bis er zum drittenmale den Pilgerstab ergriff und der Hauptstadt der Christenheit zwanderte.

Für den 60jährigen Bischof waren die Strapazen einer Romfahrt geniß sehr beschwerlich. Aber sein kindliches, gläubiges Herz ließ ihn alle Mühsale vergessen, eilte er doch an den Thron jenes Mannes, den der Herr selbst erwählt zu seinem sichtbaren Stellvertreter auf Erden, den er ausgerüstet mit der Kraft und Macht von oben, den er als alleinig-rechtmäßigen Nachfolger des hl. Petrus beauftragt, seine Lämmer und Schafe zu weiden.

Wie früher, so fand Bonifatius auch diesmal eine liebvolle Aufnahme. Während seiner Anwesenheit konnte er einer römischen Synode anwohnen, die vom hl. Vater selbst geleitet wurde. Ihr Geschäftsgang

und Paulus wird das Pallium auf das Grab Petri niedergelegt zum Zeichen, daß in der Kirche alle priesterliche Vollmacht vom Papste als dem rechtmäßigen Nachfolger Petri ausgeht.

wurde dem Heiligen mustergültig für seine eigenen Kirchenversammlungen in Deutschland. Als der Zweck der Reise sich erfüllt hatte, zog der unermüdliche Bischof wieder seinem geliebten Deutschland zu. Übermals übergab ihm der Papst mehrere Schreiben. Das erste war an die Bischöfe, Priester und Äbte Deutschlands gerichtet und ermahnte zum Gehorsam gegen Bonifazius und zu seiner eifrigen Unterstützung. Das zweite war eine Bitte an die verschiedenen Stämme des nördlichen Deutschland, doch den heidnischen Gebräuchen zu entsagen und dem einen, wahren Gott zu dienen. Das dritte endlich und zugleich das wichtigste ging im besonderen die Bischöfe Bayerns und Alamanniens¹⁾ an. Sie sollten ihrem Beruf entsprechend leben, Bonifazius als seinen Stellvertreter²⁾ ehren und seinen Anordnungen Folge leisten. Dann sollten sie jährlich zweimal zu einer Synode zusammentreten und unter dem Vorsitz des Bonifazius über das Wohl der Kirche und des Volkes sich beraten.

In Pavia nahm Bonifazius wie auf der ersten Romfahrt die Gastfreundschaft des Langobardenkönigs Liutprand in Anspruch. Dann aber ging es über die Alpen nach Bayern. Die Inhaber der bayrischen Bischofsstühle Salzburg, Regensburg (vgl. Der hl. Rupert: „Stern der Neger“ Nr. 3, S. 78 ff.), Freising waren nicht einmal geweihlt. Es war ihnen ja doch nur um das Einkommen und den Namen zu tun gewesen. Bonifazius setzte sie einfach ab. Nur der rechtmäßig geweihte Missionsbischof Wivilo wurde als Bischof von Passau bestätigt. Zugleich legte der Heilige die Grenzen der einzelnen Bistümer fest und vertrieb alle falschen Priester und Irrelehrer.

Entsprechend dem Befehle des Papstes hielt er 740 die erste Synode ab, auf welcher die Bischöfe Bayerns und Süddeutschlands zugegen waren. Leider kennen wir ihre Beschlüsse nicht. Jedenfalls gab sie aber den Anstoß zu jenem regen kirchlichen Leben, welches sich schon äußerlich dadurch kenntlich machte, daß in 40 Jahren ungefähr 30 Klöster entstanden, die für das gesamte Leben des Volkes Ausgangspunkt und Stütze wurden.

In diese Zeit fällt auch die Gründung von vier neuen Bistümern, nämlich zwei im Süden: Würzburg und Eichstätt und zwei im Norden: Buraburg (Teile von Paderborn und Mainz) und Erfurt. Die letzten beiden gingen jedoch wieder ein. Die beiden Jahre 740 und 741 sind für die Ge-

schichte Deutschlands nicht ohne Bedeutung. Denn durch das Aufblühen des christlichen Glaubens und denselben religiösen Geist, der die Bischöfe Mittel- und Süddeutschlands beseelte, traten diese beiden Landesteile zum erstenmal in nähere Fühlung miteinander.

Weit wichtiger war das folgende Jahr 742 für das religiöse Leben Deutschlands. Es fand nämlich am 21. April mit Gutheißung des Papstes und Unterstützung des Hausmeiers Karlmann das erste Konzil für Gesamtdeutschland statt. Die Beschlüsse wurden dem Hausmeier vorgelegt und von einer Reichsversammlung der weltlichen Großen genehmigt. Karlmann ließ sie dann als zu Recht bestehende Gesetze verkünden. Nach einer allgemeinen Einleitung folgen eine Reihe Verordnungen, aus welchen wir nur einige hervorheben.

1. Der Erzbischof Bonifazius steht als Abgesandter des hl. Petrus über den andern Bischöfen, welche in den Städten sein sollen.

2. Jedes Jahr soll eine Synode abgehalten, die gestohlenen¹⁾ Kirchengüter müssen zurückgegeben und sitzlose Priester entfernt werden.

3. Die Diener Gottes sollen nicht in den Krieg ziehen — ausgenommen die Feldkapläne. — Ferner ist den Dienern Gottes das Tragen von Waffen, das Jagen und Umherstreifen in den Wäldern mit Hunden, Falken und Habichten verboten.

4. Mit Unterstützung der Grafen sollen die Bischöfe in ihren Diözesen eifrig alle heidnischen Gebräuche abschaffen, z. B. Totenopfer, Wahrsagerei, Vogelschau, Hexereien, Beschwörungen, Opfermahlzeiten, welche einfältige Leute neben den Kirchen nach Art der Heiden unter Anrufung der heiligen Märtyrer und Befenner veranstalteten; ebenso das abergläubige Feuer Nofir, welches durch Reiben zweier Hölzer erzeugt, die darüber Springenden vor Unglück bewahren sollte.

5. Die Priester und Diakonen sollen nicht nach Art der Weltleute kurze Kleider tragen, sondern schwarze, lange und dürfen in ihren Häusern keine Frauenspersonen wohnen haben.

Im folgenden Jahre 743 wurde nach Verordnung 2 der ersten Synode in Lestines an der Sambre zusammengetreten. Diese Versammlung erweiterte die früheren Bestimmungen noch. Auch wird ihr die nachstehende Taufformel zugeschrieben:

1. Frage: Forsachistu diabolae? (Versagst — widersagst du dem Teufel?)

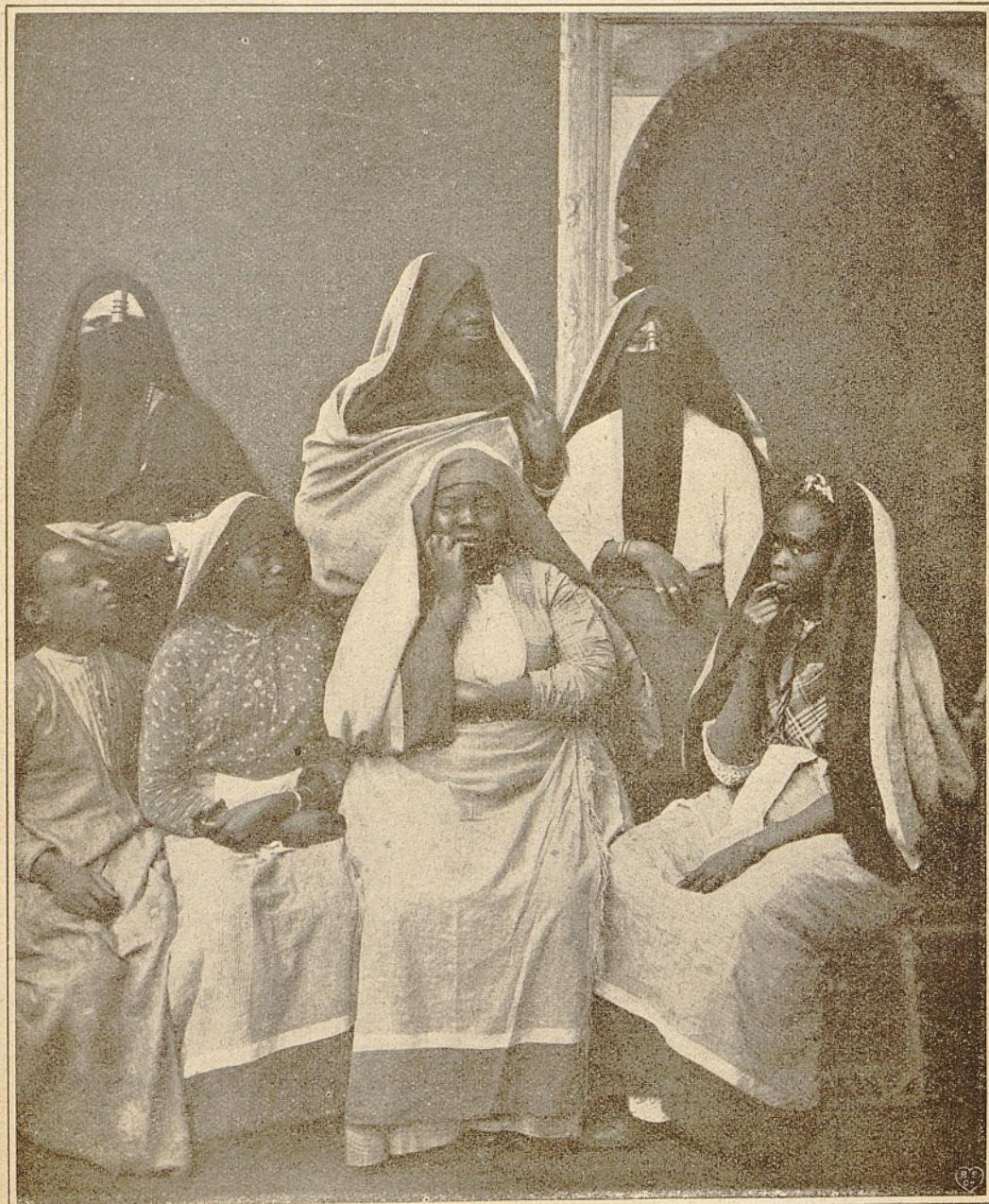
Antwort: ec forsacho diabolae (ich versage dem Teufel).

2. Frage: end allum diabol gelde? (und aller Teufelsgilde?)

1) Würde heute „säkularisiert“ heißen.

¹⁾ Alamannien umfaßte das heutige Württemberg, Baden und die deutsche Schweiz.

²⁾ Der Papst hatte den Heiligen zum apostolischen Legaten auf Lebenszeit ernannt.



Negerfrauen.

Antwort: end ec forsacho allum diabolgelde.

3. Frage: end allum diaboles-vercum? (Und allen Teufelswerken?)

Antwort: end ec forsacho allum diaboles-vercum and wuordum, thunaer, ende wuoden, ende allem them unholdum the hira ginotas sint. (Und ich widersage allen Teufelswerken und Worten, dem Thunar (Gott) und dem Wuodan (Gott) und allen den Unholden (Geistern), die ihre Genossen sind.)

4. Frage: gelobistu in got alamechtigan fadaer? (Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?)

Antwort: ec gelobo in got alamechtigan fadaer.

5. Frage: gelobistu in krist godes sunu? (Glaubst du an Christus, Gottes Sohn?)

Antwort: ec gelobo in krist godes sunu.

6. Frage: gelobistu in halogan gast? (Glaubst du an den heiligen Geist?)

Antwort: ec gelobo in halogan gast.

Des weiteren wird derselben Synode von 743 ein Verzeichnis der heidnischen Gebräuche zuerkannt, die zwar einen tiefen Blick in die Hindernisse für den Missionär gestatten, aber hier übergangen werden müssen. Durch diese Synode waren nur die ostfränkischen Lande geordnet (Belgien und ein Teil Deutschlands). Im westfränkischen Reiche sah es aber noch viel trauriger aus. Die Bischöfe waren Hofschranzen, welche sich besser auf Fagen und Trinken verstanden als auf Messelen und Predigen. Bonifatius beseitigte auf den Synoden der Jahre 744 und 745 mit unparteiischer Hand diese und viele andere Missstände. Der Einfluss dieser Synoden war so groß, daß sie Willibald den ersten allgemeinen Kirchenversammlungen gleichwertig erachtete. Trotz aller Mühen und Anstrengungen hatte der große Apostel noch ein Herz und Auge für seine Heimat. Davon zeugen nicht nur die Briefe an Freunde und Bekannte, sondern auch das energische Schreiben an den König, der ein ausschweifendes Leben führte. Als er hörte, wie zerfallen die Kirchenzucht in England sei, überhandte er dem Erzbischof Rudbert von Canterbury die vom Papste bestätigten Beschlüsse der Synode 747.

Auch eine Zusammenstellung wichtiger Beschlüsse ist auf uns gekommen unter dem Namen „Statuten des hl. Bonifatius“, außerdem die sogenannten 28 Kapitel. Leider können wir sie nicht hier anführen. Aber es ist ein erhebender Gedanke, wenn man sie liest und wahrnimmt, daß unsere heilige Kirche vor zwölfs hundert Jahren gerade so war

wie heute oder vielmehr heute noch gerade so ist wie vor zwölfs hundert Jahren und man wird unwillkürlich angetrieben, diese Kirche zu lieben in Gemüting, Wort und Tat. Hat man doch darin einen Beweis, daß sie apostolisch ist und apostolisch ist nur eine Kirche und diese eine kennt keinen sündhaften Menschen als ihren Stifter, sondern das ewig unveränderliche Wort Gottes, Jesus Christus, der gesagt hat, wer nicht für mich ist, ist wider mich und wer sich meiner vor den Menschen schämt, dessen wird sich auch der Menschensohn vor seinem Vater schämen.

In das Jahr 744 fällt, äußerlich beurteilt, wohl das wichtigste Werk des großen Glaubensboten, die Gründung des Klosters Fulda. Es war für ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus Jahrhundertlang ein Herd der Bildung und Wissenschaft und die Quelle des Segens auf dem großen Gebiete der Kultur. Hier im buchonischen Wald wechselte Gebet und Arbeit, Arbeit und Wissenschaft bei einem jeden Religiösen tagtäglich ab. In kurzer Zeit rodeten die Mönche einen großen Teil des Urwaldes aus, legten Sümpfe trocken und zauberten durch ihren rastlosen Fleiß blühende Fluren, grüne Wiesen, lachende Gärten und anmutige, traute Häuser hervor. Das Obst wurde veredelt, verschiedene Weinsorten gebaut, alle bekannten Heilkräuter gepflanzt. Sein Ruf verbreitete sich bald in ganz Deutschland. Überall erhielt es Stiftungen, sodaß es nach und nach in den Besitz von ungefähr 12.000 Hufen kam, welche in den verschiedensten Teilen des Reiches lagen, in Bayern, Franken, Thüringen, Hessen, Thüringen, Westfalen und Friesland. Alle Handwerke wurden von den Mönchen ausgeübt. Kalkbrenner und Maurer, Müller und Bäcker, Schreiner, Schneider, Gerber, Papiermacher, Leinen- und Wollenspinner, Weber, kurz alles war da anzutreffen. Wie in den niedern Handwerken, so war es auch mit Kunst und Wissenschaft bestellt. Wir müßten wiederum alle Künste und Wissenschaften aufzählen, wollten wir auch nur dem Namen nach an die Leistungen dieser Missionäre erinnern. Aber eines dürfen wir nicht so leicht übergehen: das Kloster besaß von Anfang an eine doppelte Schule, eine innere, in welcher die zukünftigen Ordensleute erzogen und für ihren Beruf ausgebildet wurden und eine äußere, in welcher Kinder des Volkes und der Vornehmen entsprechend ihrem späteren Berufe erzogen und unterrichtet wurden. Gut geleitete Schulen zu besitzen, galt den Fuldaer Mönchen als Ehrensache. Darauf beruhte, wie sie sagten, Ehre, Reichtum, Ruhm und Ansehen des Klosters. Fulda war denn auch in der Tat „der

Ausgangspunkt der Kultur und Zivilisation, eine Leuchte der christlichen Wissenschaft, eine Akademie der bildenden Künste, ein Mittelpunkt des klösterlichen Lebens, eine Pflanzschule von einheimischen Glaubensboten und Priestern und ein Quell des christlichen Lebens für das Volk.“

Auf der Synode des Jahres 745 kam neben den schon erwähnten Beschlüssen noch manch andere Angelegenheit zur Besprechung. Die wichtigste darunter war wohl die Frage, welchen Bischofsstuhl Bonifatius sich erwählen sollte. Denn daß die verschiedenen Bistümer einer bestimmten Metropole untergeordnet sein müßten, stand außer allem Zweifel. Die fränkischen Fürsten, die Schüler und Freunde des Heiligen entschieden für Köln, da dieses für Nord- und Süddeutschland die günstigste Lage hatte. Der Erzbischof berichtete die Sache nach Rom und der Papst stimmte freudig zu. Er erhob Köln zum Erzbistum und übertrug es dem greisen Hirten. Allein da erhoben sich, man weiß nicht genau warum, verwickelte Streitigkeiten, infolge deren der Heilige auf Köln verzichtete und den Stuhl von Mainz bestieg, dessen Bischof Gemilieb wegen unkirchlichen Lebens und fortwährender Verlezung der Synodalbeschlüsse¹⁾ abgesetzt worden war. Der Papst machte Bonifatius zugleich zum Primas von Deutschland, indem er ihm die Bistümer Tongern, Köln, Worms, Speier, Utrecht und alle von Bonifatius befehrteten Stämme Germaniens unterstellt. Da außerdem die Bistümer Straßburg, Konstanz, Augsburg und Chur keinem Erzbischof zugewiesen waren, wurden sie ebenfalls mit den vier mitteldeutschen Bistümern Eichstätt, Würzburg, Buraburg und Erfurt der Mainzer Kirchenprovinz beigezählt, sodaß diese nun dreizehn Sprengel umfaßte.

Diese Tatsache ist doppelt wichtig. Die katholische Kirche war damit in Deutschland eine Achtung gebietende Macht geworden. Der Umstand, daß Bonifatius ein „Ausländer“ und kein fränkischer Hofschranze war, sicherte ihr die naturgemäße Stellung. Die strenge Zentralisation in religiösen Angelegenheiten brach wenigstens in dieser Richtung den Sondergeist der einzelnen Stämme. Sie lernten sich, wenn auch schwer, als zusammengehörige Glieder eines großen Verbandes kennen. Darum mochte der Primas den Bayern und Alamannen auch keinen eigenen Erzbischof geben und so hat er tatsächlich mit der kirchlichen Einigung auch den Weg zur politischen Reichseinheit geplant, wie sie bald darauf die Karolinger zu stande brachten.

¹⁾ Er ging mit Hunden und Falken auf die Jagd, zog in den Krieg, hatte einen Meuchelmord auf dem Gewissen

Einen Blick in die Tätigkeit des greisen Apostels in dieser Zeit gewährt unter anderem auch der Brief an den neu erwählten Papst Stefan III. Nachdem der Erzbischof seine Glückwünsche ausgesprochen, und um die päpstliche Huld und Gewogenheit gebeten hatte, erneuerte er das Versprechen, auch fernerhin an der Ausbreitung und Befestigung der Kirche nach Kräften zu arbeiten. Am Schlusse bittet er sodann um Entschuldigung, weil er noch nicht früher¹⁾ geschrieben habe. Er sei nämlich mit dem Bau von mehr als dreißig Kirchen beschäftigt, welche die Heiden (Sachsen) durch einen Einfall vernichtet hätten. Im März 752 hatten die Franken ihren blödsinnigen König Childerich ins Kloster gestellt und Pipin den Kurzen zum König ausgerufen. Dieser züchtigte nun die Sachsen und Bonifatius folgte mit dem Kreuze in der Hand dem siegreichen Heere. Überall wurden die eingeaßerten Kirchen wieder aufgebaut. Die Leitung dieser Bauten besorgten jedoch seine Schüler, da der Heilige in der letzten Zeit seines Lebens sich der Missionstätigkeit in Friesland widmete. Ja, Bonifatius wollte sich an seinem Lebensabend ganz der friesischen Mission hingeben. Deshalb sorgte er in der Person seines getreuen Schülers Lullus für einen tüchtigen Nachfolger auf dem Bischofsstuhle in Mainz, besuchte noch einmal Bayern und Franken, wandte sich in väterlicher Liebe an den König und seinen Minister und bat sie, doch die Missionspriester, welche in seinen Ländern das Reich Gottes verkündeten, tatkräftig zu unterstützen. Dann trat er die Reise an in das Land, wo er als junger Priester gewirkt. Tausende, Heiden und abgefallene Christen, lehrten auf das Wort des siebzigjährigen Missionärs in den Schoß der Kirche zurück. Im Herbst 754 zog er nochmals heim zu seinen geliebten Schülern, besuchte die Kirchen Mitteldeutschlands und brachte den Winter (754—755) wahrscheinlich in Fulda zu. Als aber der Frühling wärmere Tage brachte, trieb ihn sein Eifer wieder Friesland zu. In rührender Weise verabschiedete er sich auf einer Synode in Mainz von seinen Schülern. Er fühlte wohl, daß es die letzte Reise wäre, und gab deshalb Lullus noch gute Ratschläge für die Zukunft.

Nun ging die Fahrt den Rhein hinab. Bonifatius nahm die Arbeit in der Gegend der heutigen Zuidsee²⁾ und kam alle Gründonnerstage zur Fußwaschung in die Kirche.

¹⁾ Der Papst wurde im Jahre 752 gewählt; der Brief ist wahrscheinlich erst gegen das Ende des Jahres geschrieben.

²⁾ Dieser See war damals noch ein reiner Binnensee, mit dem Meere nur durch einen schmalen Kanal verbunden. 1287 brach das Wasser ein und gab ihm die heutige Gestalt. Bei diesem Vorfall ertranken 80 000 Menschen.

auf. Wiederum hatte er einen herrlichen Erfolg. Aber dies, wie auch die eitle Hoffnung, bei dem Missionär zahlreiche Schätze zu finden, reizte die Heiden auf und sie beschlossen, ihn zu ermorden und sich seiner Habe zu versichern. Bonifatius befand sich damals in der Nähe eines einsamen Gehöftes Dockinga (vgl. Der hl. Ludger „Stern der Neger“ Nr. 2, S. 57). Am 5. Juni sollten die bereits getauften Christen zusammenkommen, um die hl. Firmung zu empfangen. Dieser Tag war für Bonifatius und seine Genossen zum Martyrium bestimmt. Die Sonne ging gerade auf und überzog den Himmel mit einem blutigen Rot, als die Mordbuben über die Missionäre herfielen und alle niederrütteten. Die Priester, Diener und Christen, 53 an der Zahl, wollten sich zuerst zur Gegenwehr setzen, aber der Heilige feuerte sie an, als echte Märtyrer zu sterben und sich nicht zu fürchten vor denen, die zwar den gebrechlichen Leib, aber nicht die unsterbliche Seele töten könnten. Mit dem Kreuz und Evangelienbuche in der Hand fiel er als einer der letzten unter den Mordstreichern. „So endete das Leben des hl. Bonifatius, ein Lehrerleben im bedeutendsten Sinne des Wortes.“ (Delsner, Jahrbücher des fränkischen Reiches, Leipzig 1871, S. 171.) Mit ihm war der größte Wohltäter Deutschlands aller Zeiten von dieser Erde geschieden, um den Lohn seiner treuen Dienste zu empfangen und am Throne Gottes für das Volk, dem er Gut und Blut geweiht, ein mächtiger Fürsprecher zu sein.

Als die Kunde von dem gewaltsamen Tod des großen Mannes die deutschen Gauen durchslog, erhob sich ein allgemeiner Schmerzensschrei. Utrecht, Mainz und Fulda stritten sich um die Ehre, den heiligen Leichnam in ihren Mauern zu bergen. Aber der Himmel griff durch zwei auffallende Erscheinungen selbst ein. Bonifatius hatte überdies vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, in seinem lieben Kloster zu Fulda die letzte Ruhestätte zu finden. So geschah es auch. Von Mainz aus, wohin der heilige Leib zuerst gebracht worden war, ging der gewaltige Leichenzug den Main hinauf bis Hochheim, dann über den Vogelsberg nach Thüringen. Doch das war kein Leichenzug mehr, sondern ein Triumphzug. Schon hier erfüllte sich das Wort der hl. Schrift: „Überaus erhöhest du, o Herr, deine Freunde.“

Der hl. Bonifatius gehört zu den bestgeliebten und bestgehaßten Menschen; sicherlich ein Zeichen, daß er ein Mann von großer Bedeutung war. Wir enthalten uns jedoch eines jeden Urteils vom religiösen Standpunkt aus. Wir stellen uns rein auf die Seite des deutschen Volkes. Das macht aber

keinen Unterschied, denn „man mag über die Ziele des hl. Bonifatius urteilen wie man will, wer für die vergangenen Zeiten sich ein unbefangenes Verständnis bewahrt hat, wird dem Leben und Sterben dieses Mannes seine Bewunderung nicht versagen können.“¹⁾ Freilich sind dem großen Toten die Verleumdungen nicht erspart geblieben. Wenn er zu Willibrord reiste, so konnte das nur geschehen, um ihn betreffs seiner ultramontanen Gesinnung auszuspionieren. Sein ganzes Benehmen verriet die jesuitische Finte. Als er die englischen Nonnen zur Erziehung der weiblichen Jugend nach Deutschland berief, hatte er offenbar unlautere Absichten. Und selbst seine letzte edle und hochherzige Tat befudelte man mit dem Vorwurf der Selbstsucht. Von dem Ehrgeiz und der Eitelkeit getrieben, als Märtyrer zu sterben und der Verehrung der Altäre teilhaftig zu werden, habe der siebzigjährige Greis die schwierige Fahrt zu den Friesen unternommen. Wer solches aus den Worten und Taten eines Bonifatius herauslesen und hineinzwängen kann, dem müssen vor lauter religiöser Vorüngewissenheit, wenn man das noch so heißen darf, die Augen aus dem Kopfe gefallen sein; vom Verstande garnicht zu reden. Nein — „was Bonifatius tat, geschah in der lautesten Absicht; keine Makel haftet an ihm.“²⁾ Allerdings war Bonifatius fest in allem von Rom abhängig. Aber das mußte er so gut vom deutschen Standpunkte wie vom religiösen sein. Schon deshalb, weil zwischen beiden gar kein Gegensatz obwalten kann. Dann darf man keineswegs vergessen, daß seine Berater die Päpste waren, denen es „an weltumfassenden Anschauungen nie gefehlt hat“³⁾ und daß nur die kirchliche Einheit die politische anzubahnen vermochte. In der Tat, „die Kircheneinheit und das Kirchenband ist es, welches die im engeren Sinne deutschen Stämme verbunden, zu einem besonderen Reiche gebildet, zu einer besonderen einigen Nation umgeschaffen hat. Der schöpferische Geist aber, der diese Kirchenbildung und in ihr die Gründung des deutschen Reiches anregte und leitete, ist der Angelsachse Wynfred oder Bonifatius.“⁴⁾ „Das größte und herrlichste Werk des hl. Bonifatius war die Grundlegung der

¹⁾ So der Protestant Delsner a. a O Seite 165.

²⁾ So der Protestant Hahn, Jahrbücher des fränkischen Reiches Berlin 1863, S. 25.

³⁾ So der Protestant Giesebricht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit 1855 I. 100.

⁴⁾ So der Protestant Leo, Vorlesung über deutsche Geschichte, Halle 1854 I, 448.

deutschen Nation durch Herstellung einer deutschen Kirche, man kann sagen, die erste Schöpfung und Pflanzung der deutschen Nation, der er, indem er ihr den christlichen Geist einhauchte, erst Zusammenhang und ein tieferes Motiv geistiger Entwicklung verlieh, die er teils aus der Zerfahrenheit eines abgelebten und absterbenden Heidentums rettete, teils aus der Mattheit eines bloß äußerlichen Christen-

tums aufrichtete.“¹⁾ Es ist daher eine frivole Lüge und grobe Geschichtsfälschung, wenn protestantische Theologen behaupten, Bonifatius habe das deutsche Volk der Herrschaft Roms ausgeliefert. Das gerade Gegenteil ergibt sich dem nicht vorgenommenen Forscher. „Der Treue des Bonifatius,“ sagt ein Mann mit flangvollem Namen, „verdankt die deutsche Nation ihr



Nilbrücke in Kairo.

eigenständliches Bestehen.“¹⁾ Und die beiden berühmten Männer Leo und Dittmar müssen am Schlüsse ihrer Forschungen über den großen Apostel Deutschlands bekennen: „Bonifatius hat uns und unsrern Enkeln mehr gebracht, als uns irgend einer unserer großen Kaiser und Könige nachher zu bringen vermocht hat.“²⁾ So bleibt es denn auch ewig eine unumstößliche Tatsache der Geschichte: „Alles, was

später in politischer, kirchlicher und geistiger Beziehung in Deutschland erwachsen ist, steht heute auf dem Fundamente, welches Bonifatius gelegt hat, Bonifatius, dessen Grabstätte in Fulda uns heiligerer Boden sein müßte, als die Gräber der Patriarchen den Israeliten waren, denn er ist der geistige Vater unseres Volkes.“²⁾

¹⁾ So der Protestant Dittmar, Geschichte der Welt, Heidelberg 1866 III 227.

²⁾ Bei Dittmar a. a. D. 226.

¹⁾ Leo a. a. D. S. 488.

²⁾ So der Protestant Leo a. a. D. 487.

Aus dem Missionsleben.

Durch Kreuz zum Licht. (Schluß.)

Am Tage nach Josefs Tod ließ der König die jungen Edelknaben rufen und sagte zu ihnen: „Diejenigen, welche nicht bei den Weißen beten, mögen sich mir nähern.“

Es traten nur drei vor und diese waren wirklich nicht gekommen, um sich unterrichten zu lassen. Alle anderen, selbst die kleinen zwölfjährigen Edelknaben, blieben standhaft und ließen sich nicht einschüchtern.

„Ich werde euch alle töten lassen,“ wiederholte der König.

„Wohlan, es geschehe, Herr, lasz uns alle töten!“

Es macht einen ergreifenden Eindruck, wenn man von jungen Negern und kleinen Negerknaben liest, mit welch standhaftem Mut und mit welchem tiefen Glauben sie in den Märtyrertod gingen. Hören wir Pater Lourdel, welcher Augenzeuge der geschilderten Szenen war: „Auf ein Zeichen des Königs ergreifen die Henker diese mutigen Bekänner des Glaubens, fesseln sie mit ihren dicken Seilen und schleppen sie zum Hofe hinaus. Die heldenmütige Schar hält einige Schritte vor mir an. Man hat die jungen Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren zusammengebunden. Die Kinder bilden einen anderen Büschel. Sie sind so ineinander gedrängt, daß sie nur mit großer Mühe in kleinen Schritten und indem sie einander stoßen, gehen können. Ich sehe den kleinen Kizito über eine so seltsame Stellung lachen, sein Antlitz war so heiter, als ob er mit seinen Kameraden gespielt hätte. Kizito ist der Sohn eines der größten Herren des Königreiches. Mehrere seiner Brüder haben seit langer Zeit das Christentum angenommen und machen sich durch ihren Mut und ihren Eifer bemerkbar. Kizito ist seiner älteren Brüder würdig. Er ließ mir schon lange keine Ruhe mit der Bitte, die Taufe zu empfangen, indem er sagte, Muanga werde ihn wohl bald töten. Es kam vor, daß er die Nacht in unserer Hütte zubrachte, indem er erklärte, er werde nicht fortgehen, bevor ich ihm den Tag bezeichnet, an dem es ihm vergönnt wäre, ein Kind Gottes zu werden. Ich erinnere mich, daß ich, um mich seiner Zudringlichkeit zu erwehren, genötigt war, ihn in die Arme zu nehmen und zum Fenster hinauszuschaffen. Endlich hatte ich ihm kurzlich, da ich ihn so eifrig und gut gesünnt sah, versprochen, ihn nach Monatsfrist zu tauften. Allein der liebe Gott hatte beschlossen, daß

diese auserwählte Seele in ihrem eigenen Blute wiedergeboren werden sollte.

Als die Schar der Edelknaben des Karl Luanga hinausgegangen, führt man die Schar der Edelknaben, die den Namen Bagalagala führen, vor den König. Unter ihnen zählen wir nur eine kleine Zahl Neubekehrte und Katechumenen. Sie zeigen sich standhaft wie die ersteren und werden wie sie von den Henkern gefesselt.

Beim Vorübergehen an mir suchen mich meine Christen und grüßen mich mit dem Blicke, währenddessen ich denjenigen, der die Stärke der Märtyrer ist, bitte, er möge in die Herzen dieser jungen Glaubenshelden jene besonderen Gnaden ausgießen, welche notwendig sind, um im Bekenntnis des Glaubens verharren zu können.

Die Rührung überwältigt mich indessen und da ich meine Kräfte schwinden fühle, lehne ich mich an ein Schilfrohrgeländer und bitte die Mutter der Märtyrer, welche starkmütig am Fuße des Kreuzes gestanden, mir zuhilfe zu kommen. Gleich ihr bin ich unvermögend, der Wut der Henker Einhalt zu tun und muß es ansehen, wie sie ihre Opfer grausam fortschleppen. Es ist mir nicht einmal erlaubt, eine letzte Ermahnung an diese lieben Kinder zu richten und ich muß mich damit begnügen, ihre Gesichter zu betrachten, auf welchen sich gleichzeitig eine sanfte Ergebung, heilige Freude und ein männlicher Mut ausgeprägt und ich preise ungeachtet der Traurigkeit, welche mein Herz erfüllt, Gott und danke ihm für die Ehre, welche er der Mission Buganda erwiesen, indem er sie würdigte, deren Kinder als die ersten Glaubenszeugen unter den Negern anzunehmen.“

Der Missionär Pater Lourdel, den der König nicht ergreifen ließ, machte die verzweifeltesten Anstrengungen, um den Zorn des Königs von den katholischen Negern abzuwenden.

„Ich warte,“ schreibt er, „während mehrerer langen Stunden auf die Begünstigung, den König zu sehen. Sie wurde mir nicht gewährt. Da ich fürchtete, Muanga möchte in einem Zornanfall unser Haus plündern und unsere Waisen ermorden lassen, schlage ich wieder den Weg nach St. Maria von Rubaga ein. In der Hoffnung, einige Auskunft bezüglich der Absichten Sr. Majestät zu erhalten, begleite ich den Minister, der auch den Hof verläßt, um in seine Wohnung heimzukehren. Katifiro zeigt sich übertrieben höflich, teilt mir aber nicht das mindeste

mit; allein im Augenblicke, wo er mich verläßt, ruft er mir statt des Lebewohls die gehässigen Spottworte zu: „Die Gottesmänner wissen alles, sie hatten aber doch den heutigen Schlag nicht vorhergesehen.“

„Ich antworte ihm nicht und gehe betrübt fort, indem ich die traurigsten Mutmaßungen über die Zukunft unserer jungen Christengemeinde mache und nur in der Hilfe Gottes die einzige Hoffnung sehe. Es herrscht gewaltige Sonnenhitze. Ein brennender Durst, welcher von den traurigen Auftritten, von denen ich eben Zeuge gewesen, herrührt, verzehrt mich. Man sagt, der Durst sei eines der größten Leiden derjenigen, die hingerichtet werden und eines ihrer letzten Worte sei immer: „Mich dürstet.“ Das ist das Wort unseres Herrn am Kreuze. Die so unerbittlichen Henker in Buganda zeigen sich im allgemeinen empfänglich für diese Bitte ihrer Opfer und bieten ihnen Wasser oder Bananenwein an. Gegenwärtig durfte mir aber unterwegs niemand Wasser geben, denn er müßte fürchten, sich dadurch selber großer Gefahr auszusetzen. Ich gehe an der Hütte eines unserer Neubefehrten, des Matthias Kijule, vorüber. Diese Hütte ist der gewöhnliche Zusammentreffsort unserer Christen; ich ruhte da, wenn ich vom Hofe zurückkam, gern einige Augenblicke aus. Man machte sich ein Vergnügen daraus, mir dort einige Erfrischungen anzubieten. Nunmehr ist sie öde und schweigsam wie der Tod. Da ich einige Schritte von dort entfernt eine kleine Quelle gefunden, bückte ich mich, um zu trinken, als ich eine bekannte Stimme hörte, die mir zurruft: „Der Leichnam eines der Opfer dieser Nacht wurde in dieses Wasser geworfen.“

Ich springe voller Schrecken wieder auf.

Unterwegs begegnete ich dem alten Pförtner Lufaka, einem rechtschaffenen Heiden, unserem Freund, dem Vater dreier unserer Neubefehrten. Er, der gewöhnlich so heiter war, redet mich, die Augen mit Tränen gefüllt, an mit den Worten: „Meine drei Söhne liegen in Ketten, Welch eine Grausamkeit! Was für ein Verbrechen haben sie denn begangen? Sie haben weder gestohlen noch den König geschmäht. Man wirft ihnen vor, sie beten. Ist das aber ein Verbrechen?“

Der arme Greis drückt mir die Hand und bezeugt mir seinen Schmerz in so liebenvoller Weise, daß ich tief davon gerührt bin, umso mehr, als ich mehr als einen drohenden Blick vonseiten der Eltern der Opfer, die in mir die Ursache ihres Unglücks sahen, zu ertragen hatte.

Eine Frau rief, als sie mich erblickte, aus: „O, wäre ich doch ein Mann! Ich würde diesen Weißen,

der unsere Söhne unterrichtete und sie so zugrunde richtete, mit meiner Lanze durchbohren.“

Arme Leute! Wenn sie begreifen könnten, wie sehr wir sie lieben! Wenn sie um all das Gute, das wir ihnen wünschen, um die Opfer wünschten, die wir für sie gebracht, um uns von unserer Familie und unserem Vaterlande loszureißen und bis zu ihnen zu kommen. Allein es steht ja geschrieben, der Jünger sollte nicht besser behandelt werden als der Meister und wir sollen, wie unser göttlicher Erlöser, ein Gegenstand des Misstrauens und des Hasses selbst vonseiten deren sein, für die wir unser Leben zu geben bereit sind: *Odio eritis omnibus propter nomen meum.* (Um meinetwillen werdet ihr von allen gehaßt werden.)

Ich begegne mehreren Rotten Plünderer, welche mit der Beute unserer Christen, deren Dörfer sie verwüsteten, beladen sind und komme, von Müdigkeit erschöpft, in St. Maria an.

In der Nacht kommen viele Neubefehrte, um Trost bei uns zu holen und sie teilen uns die Einzelheiten mit, welche sie über die Plünderung der christlichen Mittelpunkte sammeln konnten. Sie setzen uns davon in Kenntnis, daß noch einige Neubefehrte und Katechumenen des Hofs frei sind. Da der König ihrer Dienste bedarf, so wird er sie, so lange er niemanden hat, der ihre Stelle vertreten kann, verschonen.“

Nachdem Muanga jene treuen Christen, welche seine beste Leibwache waren, hatte hinnorden lassen, sah er bald ein, daß er sich blindlings seinen gefährlichsten Leuten anvertraut hatte. Da er kein Vertrauen mehr zu ihnen hatte, kam er wieder zu den Christen zurück. Der Vorgesetzte der Pagen, der christliche Neger Honorat, welcher sich durch seine Klugheit wie durch seine Festigkeit besonders bemerkbar gemacht hatte, wurde vom König an die Spitze eines großen Teiles von Uganda gesetzt.

Inzwischen kündigten die aus Banguebar angelangten Nachrichten an, daß die Engländer und die Deutschen Ostafrika teilten. Der Negerkönig fürchtete verraten zu werden. Er faßte den Plan, seine ganze Leibgarde mit seinen Pagen auf eine einsame Insel des Nyanza bringen und sie dort Hungers sterben zu lassen. Das Geheimnis wurde ruchbar. Die Muhammedaner stellten sich an die Spitze einer Verschwörung und der König wurde entthront. Sein Bruder Kivewa zeigte sich den Christen günstig; diese Haltung machte ihn verdächtig. Die Verschwörer, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, versicherten sich seiner Person, griffen die Christen an und verwüsteten ihre Besitzungen.

Die katholischen und protestantischen Missionäre

wurden in das gleiche Gefängnis geworfen; der König Kiwewa aber wurde dafür, daß er das Joch der Verschwörer hatte abschütteln wollen, hingerichtet und an seine Stelle Karem, einer seiner Brüder gesetzt, der seine Regierung damit anging, daß er seine ganze Familie niedermetzeln ließ (1888).

Während dieser Umwälzungen organisierte der ehemalige christliche Minister Honorat den Widerstand zugunsten seines rechtmäßigen Herrschers. Muanga, der von einer Zufluchtsstätte zur anderen umherirrte, überall als ein abgesetzter König schlecht aufgenommen wurde und in beständiger Todesangst schwiebte, bat schließlich die katholischen Missionäre um Schutz. Sobald das christliche Heer erfuhr, daß der König bei den Patres sei, gewährte es ihm eine Zuflucht in seinen Reihen. Muanga schiffte sich am 29. April ein, um den Oberbefehl zu übernehmen; aber Honorat war soeben mit dem Schwerte in der Hand in einen Hinterhalt gefallen. Die Christen baten nun Stanley, der damals in der Nähe war, um Hilfe; der Forschungsreisende kam dem Verlangen nicht nach. Man mußte also auf seine Hilfe verzichten und am 5. Oktober setzte das christliche Heer den Verfolger, der das beste christliche Blut vergossen hatte, wieder auf den Thron. Am 4. November schrieb er an den Kardinal Lavigerie:

Eminenz und mein großer Vater!

Ich, Muanga, König von Uganda, schicke an Sie eine Abordnung. Ich schreibe an Sie, um Sie von meiner Heimkehr in mein Königreich zu benachrichtigen. Sie haben erfahren, daß ich mich

nach Bukumbi rettete, als die Araber mich verjagt hatten. Der hochwürdige Herr Livinhac und seine Missionäre behandelten mich mit Güte. Nach vier Monaten suchten mich die Christen. Wir haben uns durch fünf Monate hindurch geschlagen. Gott hat uns gesegnet und wir haben über die Araber triumphiert. Jetzt bitte ich Sie flehentlich, mir Priester schicken zu wollen, um im ganzen Lande die Religion Jesu Christi zu lehren. Ich bitte Sie auch Knaben, welche die Heilmittel gelernt haben, wie diejenigen, welche nach Ujiji gegangen sind. Wenn sie bei uns ankommen werden, werde ich ihnen schöne Stellen geben. Ich habe erfahren, daß unser Vater, der Papst, das große Haupt der Religion, Sie veranlaßt hat, mit den Großen Europas zu verhandeln, um den Menschenhandel bei uns in Afrika auszurotten. Und ich kann, wenn die Weisen mir gerne die Macht geben wollen, Sie in diesem Werke unterstützen und den Sklavenhandel in den Ländern, welche an den Nyanza grenzen, verhindern. Wollen Sie für mich die Macht, Gutes zu tun, erbitten. Meinerseits bitte ich Gott, Ihnen seinen Segen zu geben und Sie in allen Werken, die Sie für seinen Ruhm tun, zu unterstützen.

Ich, Ihr Kind

Muanga, König von Uganda."

Von dieser Zeit an blühten die Missionen wieder auf. Zahlreiche Arbeiter im Weinberge des Herrn zogen aus Algier aus, wie ehemals die Piraten, nur mit dem Unterschiede, daß diese Tod und Verderben verbreiteten, jene aber das Glück und die Zivilisation.



Zur afrikanischen Volks- und Länderkunde.

Ein abyssinisches Heer auf dem Marsche.

Das folgende Bild, ganz nach der Wirklichkeit entworfen, stellt den Aufzug des Fürsten Theodor II. vor und erinnert lebhaft an die bunten Heereszüge zur Zeit der Völkerwanderung.

Der Kampf mit den Wollo-Galla war ausgebrochen. Die Truppen befanden sich bereits auf dem Marsche ins Feindesland. Auch hatten schon einzelne kleine Gefechte stattgefunden. Im Osten dämmerte kaum der Tag, als das Lager abgebrochen wurde und

der Zug wieder weiter ging. Die Soldaten steckten ihre aus Knütteln und Gras aufgeführten niedlichen Hüttenlager in Brand. Dutzende, Hunderte von Kadavern von Pferden, Maultieren, Eseln und Kindern, in allen Stufen der Verwesung begriffen, dazwischen einzelne Leichen von Männern und Weibern, wie sie von Kälte, Hunger oder Feindeshand getötet waren, lagen am Wege umher. Über kleine Kinder, die gestorben oder aus Not und Elend ausgesetzt und von der Mutter verlassen waren, gingen erbarmungslos Pferde und Menschen. Was

davon noch am Leben war, wurde damals von Nas-Ubie, der die Nachhut befehligte, gesammelt und nach Möglichkeit versorgt. Züge von Geiern, weißnackigen Raben und halbwilden Hunden folgten dem Troß und fanden reichliche Beute an den verwesenden Kadavern, an deren Beerdigung kein Mensch dachte. Das rote Lagerzelt des Kaisers bildete immer die Mitte, womöglich auf einem etwas erhöhten Platz. Seine Tür richtete sich nach der Gegend, in welcher am kommenden Tag marschiert

werden sollte. Vor diesem Zelt stand das Kirchenzelt oder Tabot, zu seinen Seiten die Zelte der beiden am Feldzuge teilnehmenden Königinnen, etwas ferner das des Abuna und des Lagerkommandanten. In der Mitte der Kreise bildenden Abteilungen befand sich der die Vorhut befehlige Offizier. Die Zelte waren aus verschiedenem Stoff und hatten eine verschiedene Form. Die zweitmächtigsten waren die Schoaner, sie bestanden aus braunem, dickem Wollzeug oder Mat, waren ge-



Nilbrücke in Kairo.

wöhnlich sehr geräumig und ruhten auf zwei Säulen aus Notang (Stahlrohr) über die als Dachfirste ein drittes Stück Rohr gezogen war. Die beiden schmalen Seitenflächen waren gerundet. Andere bestanden aus weißem Baumwollenzeug und hatten dann meist die Form eines kleinen Hauses mit Giebeldach.

Eine ungeheuere Menge von Menschen, Reit- und Packtieren, gefolgt von Viehherden, waren in Bewegung. Ein gewisser Maier hatte einen grünen Heuwagen gebaut, vier Maultiere vorgespannt und

fuhr ihn, von 40—50 zur Bedienung beigegebenen Bewaffneten umringt. Der König ritt wie gewöhnlich an der Spitze der Truppen, deren Zug oft über eine Meile breit und, obwohl nicht sehr dicht gedrängt, 2—3 Meilen lang war. Die Kavallerie nahm auf den meist nur schmalen, für die Pferde tauglichen Pfaden sehr viel Raum weg, noch mehr die den Galla abgenommenen Herden. Der Zug war ein buntes Durcheinander von Offizieren zu Maultier, gefolgt von Dienern und Waffenträgern, Soldaten, Lästrägern, Eseln und Packpferden, da-

zwischen eine Menge Köchinnen aus Tigre. Sie trugen das Attribut ihrer Kunst, einen langen, stabartigen Kochlöffel, in der Hand oder gleich einem Säbel an der Seite, auf dem Rücken die Kistfile, einen feinen Strohkorb mit konischem Deckel zum Aufbewahren von Speisen, oder sie trugen als Mütze auf dem zierlichen Zöpfchen einen Kochnapf oder ein paar Kürbisschalen mit Butter. Keinem dieser Weiber fehlte ein kleines aus Holz geschnittenes Kopfstühlchen, wie es vor Jahrtausenden die alten Aegypterinnen und noch heute die Barabara-Frauen führen. Auf stattlichem Maultier mit klingendem Glöckchen und schetterndem Metallhalsband ritt der Abuna in blauem Tuchgewand und schwarzem, kleinen Turban, sowie in einem feinen rotausgeschlagenen Burnus.

Raschen Schrittes die Leute beiseite schiebend, folgte ein Trupp von Eunuchen und Soldaten, in ihrer Mitte eine der Königinnen, vortrefflich beritten, gehüllt in einen engansliegenden, blauen Samtmantel mit reicher Silberstickerei und kleinen goldenen und silbernen Glöckchen, das Gesicht auf tscherkessische Art verschleiert. Dann erschien ein Trupp Maulesel leuchend unter schweren Ledersäcken mit Mehl oder Getreide und schetternden Kürbisflaschen; gleich dahinter das ehrwürdige Haupt der geistlichen Kongregationen, der alte Etchge in weißem Gewande und Turban, mit einem ungeheuren indischen Regen- und Sonnenschirm; aus Arztigkeit wohl hatten sich seiner Suite einige Dutzend andere Säulen der Kirche angeschlossen, die vermutmt in die weite Schama, die übrigens einen höchst feldmäßigen Teint angenommen hatte; Schoaner und andere abyssinische Klosterbrüder, erstere in Leder gekleidet, letztere fennbar an ihren ursprünglich schwefelgelben Mützen; keinem fehlte der obligate Fliegenwedel aus Pferdehaaren oder ein Kuhchwanz.

Dem Etchge und seiner frommen Schar folgte auf dem Fuße ein Mönch, ein Glöcklein läutend und dahinter eine Reihe von Tabot oder hölzernen Gesetztafeln Mosis, in rote Zeuge eingehüllt, getragen auf vergoldeten indischen Lehnsesseln oder Körben; diesen reihten sich oft zahlreiche neue Tabots an, die dem Abuna zur feierlichen Weihung ins Lager gebracht wurden.

Kranke und Verwundete, eingewickelt in ihre langen Schamas, wurden auf leichten Bahren getragen; dann folgten halbnackte Gefangene, in Holzgabeln gezwängt und eskortiert von Reisigen. Mütter mit neugeborenen Kindern auf dem Rücken oder in einem Korbe; politische Verbrecher, die, obwohl frei von Ketten, das Lager nicht verlassen durften; dem einen derselben fehlte ein Fuß und steckte der Stumpf

in einem Wontscha, dem andern die rechte Hand, gefallen unter dem Veile oder Säbel des Scharfrichters. In der Zahl der Staatsgefangenen befand sich Dedjas Ras Ubie. Das unerbittliche Schicksal, das den betagten Fürsten verfolgte, hatte tiefe Furchen auf seiner hohen Stirn gezogen.

Was von Tieren stürzte, blieb als Beute der Geier, wilden Hunde und Hyänen. Schrecklich zu gerichtet durch die schlechte Art der Packung, das Überladen und die steilen Wege, durch Nässe, Kälte und Futtermangel waren oft die armen Maultiere, doch hielten diese immer noch besser aus als die Pferde. Große Herden von Rindvieh und Schafen zogen an den Gehängen zur Seite des Weges über zertrümmerte Gerstenfluren und magere Wiesengräben. Sie waren den Feinden abgenommen und wurden teils nach Dembea und Begemeder geschickt, teils waren sie Beute der Soldaten und sollten mit Beendigung der Fasten geschlachtet werden. Vier zahme Löwen des Negus mit ihren Wärtern hielten sich meist hinter dem königlichen Marstall. Sie gingen frei, erfreuten sich reichlicher Kost, aber die kalte Bergluft und Regenschauer machten sie mürrisch und verdrießlich; die Pferde schienen ganz an ihre Anwesenheit gewöhnt.

In ähnlicher Weise mögen auch ein Rhamses und Nebuchadnezar bei ihren Kriegszügen aufgetreten sein, einen großen Troß Weiber, gemischt gehandelte Knechte und verstümmelte Gefangene hinter sich! Theodor, welcher die wilde Schauspielerei liebte, pflegte in Umgebung seiner Löwen Audienzen zu erteilen. So hat Lejean den Usurpator abgebildet. Auch Pharaonen und assyrische Herrscher wurden öfters auf alten Reliefs in Umgebung solcher Bestien dargestellt.

* * *

Der Hofstaat im ehemaligen Dar Fur.

Das Reich Dar Fur liegt ungefähr zwischen dem 10. und 15. nördlichen Breitengrad und zwischen dem 22. und 27. Längengrad östlich von Greenwich. Seine Geschichte ist sehr wechselreich. Für uns kommt hier aber nur die alte Einteilung des Hofstaates und der Beamtenwelt in Betracht.

Diese Einteilung und Verwaltung des Landes zeichnete sich durch große Klarheit und Einfachheit aus. Es gab fünf Provinzen, deren jede in eine Anzahl von Regierungsbezirken zerfiel und diese waren in einzelne Distrikte oder Kreise geteilt. Die Bezirks-Chefs verkehrten durch Mittelpersonen, die in der Försprache „Spieße“ genannt wurden, mit den Distriktsvorständen und diese hatten unter ihrem

Befehle schriftkundige Beamte, deren jeder eine Anzahl von Ortschaften und Weilern beaufsichtigte. An der Spitze der letzteren standen die Ortsvorsteher, denen endlich die sogenannten „Herren der Einzäunungen“ gehörten. Die durch Familienbande verknüpften Haushalte waren nämlich ursprünglich von einer gemeinschaftlichen Umgäunung umschlossen. Die Provinzial- und Bezirks-Präsidenten gehörten nach alter Sitte bestimmten Familien der echten Faran, mit Ausnahme des Chefs der Ostprovinz, welcher gleichzeitig oberster Gunuch bei Hof und als solcher Sklave war.

Komplizierter und eigentümlicher war die Hofordnung und die Bedeutung der Würdenträger, welche den König in der Residenz umgaben. Die höchste Macht lag natürlich beim Könige, der den Titel Aba Kuri oder Aba Ari, d. h. Herr König, führte. Derselbe zeigte sich selten öffentlich und in diesem Falle nie ohne den Gesichtsschleier, d. h. eine über den unteren Teil des Gesichts geführte Turban tur, welche nur die Augen freiläßt. Dieser Gesichtsschleier oder Litam, charakteristisch für die berberischen oder berberisch-arabischen Wüstenstämme, deutete in Dar Fur, wie in Bornu, den Ursprung der Herrscherfamilie aus nordischen, nicht nigrifischen Elementen an. Sobald der Untertan in den Gesichtskreis des Königs kam, band er sich den Shawl, den jeder leidlich situierte Bewohner des Landes lose über die Schulter trägt, gehängt, zusammengerollt oder entfaltet, je nach seiner Stellung und Würde, um die Taille, kniete nieder und näherte sich auf Händen und Knien dem Herrscher, so weit es ihm die Etikette gestattete. Die Augen niederschlagend, rieb er mit den flachen Händen auf dem Erdboden hin und her, so lange er mit dem Herrscher sprach, nachdem er denselben mit leiser Stimme Wohlergehen und langes Leben gewünscht hatte. Dieser erwiderte den Gruß nicht durch Worte, sondern durch einige sanfte, gedehnte Laute, doch sein Gefolge belohnte den Grüßenden durch die wiederholt gemurmelten Worte „Ari donga“, d. h. Gruß des Königs.

Nach dem Könige selbst hatte den höchsten Rang im Lande die Königin-Mutter mit dem Titel Abo, d. h. Herrin oder auch Großmutter. Es ist interessant, daß auch in den Sudanländern, in denen die Frau sonst im allgemeinen eine recht niedrige soziale Stufe einnimmt, das weibliche Geschlecht in einzelnen Repräsentantinnen zu Ehren kommt, welche uns an diejenige Entwicklungsstufe des Familienlebens erinnern, auf der die Frau den maßgebenden Faktor bildete. In Dar Fur nahm außer der Königin-Mutter noch eine Prinzessin, gewöhnlich eine Schwester des Königs, unter dem Titel Zja bafi,

d. h. die große Frau, einen Ehrenplatz in der Reihe der Höflinge ein. Wenn auch die erstere höher im Range stand, so wurde sie doch von der Zja bafi an wirklicher Macht übertroffen. Diese unterhielt Kriegsvolk, empfing Klienten und Bittsteller, erschien bei öffentlichen Gelegenheiten zu Pferde und war das Oberhaupt sämtlicher Prinzessinnen.

Die zahlreichen Frauen des Königs konnten wohl einen persönlichen Einfluß bei ihrem Gemahl erringen, nahmen aber keine öffentliche Stellung ein. Eine solche hatten außer der Königin-Mutter und der Oberprinzessin unter den Frauen nur noch sieben Matronen aus der Königsfamilie, welche der ersten untergestellt waren und ebenfalls Großmütter genannt wurden.

Der Königin-Mutter im Range kaum nachstehend war ein merkwürdiger Würdenträger, der in der Landessprache Ramene hieß und ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt, da wir ihn in verschiedener Gestalt in den verschiedensten Ländern der Erde wiederfinden. Es war des Königs Schatten, ein Scheinkönig, der sich aller äußeren Attribute des Herrschers erfreute, ohne irgendwelche wirkliche Macht zu besitzen. Er hatte ein Anrecht auf königliche Ehrenbezeugungen und durfte öffentlich den Turban mit dem Gesichtsschleier tragen. Ihm stand die Gerichtsbarkeit über seine Untergebenen zu und selbst wenn er einmal über Leben und Tod derselben sprach, obwohl Todesurteile sonst nur vom Könige gefällt wurden, ließ man ihn gewähren, nur damit das Ansehen der königlichen Person, das er gewissermaßen verkörperte, nicht geschädigt wurde.

Da diese Stelle außer der Ehre noch die Mittel zu sorgenfreier Existenz einbrachte, so würde sie eine höchst verlockende gewesen sein, wenn nicht ein Umstand sie, wenigstens früher, wenig erstrebenswert hätte erscheinen lassen. Der Ramene wurde nämlich ursprünglich nach dem Ableben des Königs ebenfalls dem Tode geweiht; der Schatten hatte dem Körper ins Grab zu folgen. Es scheint, daß diese grausame Sitte noch bis ins 18. Jahrhundert hinein geübt wurde. Jedenfalls hatte dieselbe noch vollkommene Geltung in der islamitischen Zeit.

Eine größere wirkliche Bedeutung als dem vor- genannten wohnte dem unter den Provinzialchefs erwähnten oberen Gunuchen, dem sogenannten Aba Scheich oder Abu Dali bei, der hergebrachterweise nach dem Könige der mächtigste Mann im Lande war. Er war der Befehlshaber des ganzen königlichen Hauses und nach dem Tode des Herrschers provisorischer Regent, d. h. er nahm in diesem Falle den Staatschätz und die königlichen Insignien in Besitz und investierte den Nachfolger, den er oft

ganz allein ernannte, oder für den er, wenn derselbe minderjährig war, als Vormund die Regentschaft führte. Er hatte ebenfalls das Recht, öffentlich Turban und Gesichtsschleier zu tragen und in seinem Hause wurde, gerade wie im Palaste des Königs, ein heiliges Feuer unterhalten, das nur mit dem Tode des letzteren erloschen durfte. Wenn der Kamene der Außenwelt gegenüber die Person des Herrschers repräsentierte, so verkörperte der Abu Scheich die königliche Macht.

In großem Ansehen stand ferner der sogenannte „Herr Fur“, der Repräsentant des ganzen Stammes, der Kenner und Wächter alten Rechtes und alter Sitte und Richter über alle Streitfragen, die in das Gebiet derselben fielen. An ihn mußte oft appelliert werden, denn selbst als der Islam Staats- und Landesreligion geworden war, hatten die im Buche Dali aufgezeichneten vormosammedanischen Bestimmungen noch Gültigkeit und jeder konnte auf Wunsch entweder nach dem Geseze des Islam oder nach altem Usus abgeurteilt werden.

Außer den Genannten waren noch bemerkenswert: der Generalsteuereinnehmer, der durch zahllose Unterbeamte die Abgaben an Getreide und landesüblichen Baumwollengeweben im ganzen Lande einzog und in Verwahrung hatte; die Basigna, d. h. die Großen, welche, selbst aus königlichem Geblüte, alle Abkömmlinge von früheren Herrschern befehligen und mit diesen eine Art Nobelgarde bildeten, und der Chef der Schmiede. Daß der letztere, selbst ein Schmied, mit den übrigen rangierte, ist eine auffallende Erscheinung, da die Schmiede im größten Teile der Sahara und des Sudan die Partias der Gesellschaft bilden. Sie müssen sich untereinander heiraten, denn niemand würde eine Familienverbindung mit ihnen eingehen; sie müssen allein essen, denn niemand würde seine Hand mit ihnen in dieselbe Schüssel tauchen und Schmied genannt zu werden ist für jeden andern eine schwere Beleidigung. Der Charakter des Wunderbaren, der bei allen primitiven Völkern dem Eisenarbeiter anhaftet, hat im Laufe der Kulturentwicklung in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene Bedeutung gewonnen. Derselbe wird hier zu einem weisen Mann und Wunderdoktor, dort zu einem bösen Zauberer; man begegnet ihm hier mit dem Gefühl der Verehrung, dort mit dem der Furcht und noch anderswo mit dem der Verachtung.

Die bisher aufgeführten Würdenträger waren, mit Ausnahme des mächtigen Abu Scheich, freie Leute, die aus den vollberechtigten Stämmen des Landes hervorgehen sollten. Die viel zahlreicherer Hausbeamten des Königs waren zumeist unfreier

Herkunft, hatten aber gleichwohl zum Teil eine hohe Bedeutung. Der wichtigste derselben war der sogenannte Usir, der, ursprünglich vertrauter Kammerdiener, später intimer Ratgeber der Könige und Befehlshaber der Leibgarde, oft eine für das Land entscheidende Rolle gespielt hat. Außer ihm hatten noch die Befehlshaber der Pagen und Palastdiener ein gewisses Ansehen.

Weniger wichtig, aber sehr zahlreich, waren die Marstallbeamten. Nicht allein die Pferde selbst, sondern auch die einzelnen Geschirrstücke, hatten besondere Aufseher, deren jeder eine gewisse Anzahl von Stallknechten befehligte; ja, es wurde sogar ein sogenannter „Herr der Fliegen“ ernannt, dessen Untergebene den Pferden die Fliegen abzuwehren hatten. Nicht minder zahlreich waren die Beamten, welche mit der Oberaufsicht über die Herrscherinsignien und die mit heiliger Ehrfurcht aufbewahrten Familienreliquien betraut waren. Die großen Staatspauken, das erwähnte heilige Feuer, der königliche Sonnenschirm, die Straußenfeder-Insigntien, welche vor dem Herrscher einhergetragen wurden, die sieben Familien-Spere und Wurfeisen, der mit Glöckchen und Schellen behangte Schild des Königs Soliman Solongs und der aus einem einzigen Stücke Holz geschnitzte Familienstuhl mit muldenförmigem Sitz, der an die Stühle der Njam-Njam erinnert: alle erforderten besondere Beamte mit bestimmtem Rang und festen Einkünften.

Die Beamten des innersten Hauses waren größtenteils Eunuchen, deren es bei Hofe sehr viele gab, ohne daß dieselben jedoch, mit Ausnahme des Abu Scheich, zu großem Einfluß gelangt wären. Einen vollständigen Überblick über den imposanten Hofstaat und die Vertreter der komplizierten Beamtenhierarchie gewann man bei der interessanten Nationalfeier der Fur, die als Paukenfest bezeichnet wurde, aber eine viel allgemeinere Bedeutung hatte. Mit ihr begann das Jahr für das Volk, trotz aller islamitischen Zeitrechnung.

Das Fest wurde eingeleitet mit einem Gedächtnisopfer für die verstorbenen Könige. Die ernährten sieben offiziellen „Großmütter“ begaben sich mit den erforderlichen Kindern in das Marra-Gebirge und am Fuße des Berges Nameh, wo die mosammedanischen Landesfürsten begraben liegen, wurde für jeden dieser eine bestimmte Anzahl der Tiere geschlachtet. Gleichzeitig lasen zahlreiche Schriftgelehrte den Koran eine bestimmte Anzahl von Malen zu Ehren und für den Seelenfrieden der hohen Verstorbenen.

Auch die heidnischen Fur-Könige wurden nicht ganz vergessen. Ein besonderer Beamter, der zu

diesem Zwecke einen schwarzen Turban und Gesichtsschleier anlegen mußte, begab sich zum Begräbnisplatz derselben im nördlichsten Teile des Marra-Gebirges und opferte daselbst. Doch begnügte man sich mit einer geringeren Anzahl von Kindern und verzichtete darauf, daß Seelenheil der Verstorbenen durch die Lektüre des Koran zu fördern.

Dann begann die eigentliche Festzeit in der Residenz mit einer sinnbildlichen Inaugurierung des ackerbaulichen Jahres. Der König zog eines Morgens mit seinem ganzen Hoffstaate auf ein nahegelegenes Staatsgrundstück, wo ihn die Großmutter mit alten Familienandalen und einem einfachen Gewande seiner Vorfahren bekleideten, während die königlichen Vorläufer ein kleines Ackerfeld von Sträuchern und Kräutern reinigten, nur ein Bäumchen stehen lassend, welches der Herrscher mit einer Axt, die ihm vom Oberhaupt der Schmiede überreicht wurde, eigenhändig abhauen mußte. Das auf einen Haufen zusammengetragene trockene Gestrüpp wurde von dem Aufseher der alten Familienstlinien mittels einer derselben in Brand gesteckt und in dem so nach der Landessitte zur Bestellung vorbereiteten Acker mußte der König wieder eigenhändig mit einer vom Chef der Schmiede überreichten Hacke sieben Löcher machen und in jedes derselben einige Getreidekörner werfen.

Nach dieser Zeremonie kehrte die Festversammlung nach der Residenz zurück und es wurde stets dafür gesorgt, daß unterwegs einige Gazellen, Hasen und dergleichen zur Vorhersagung eines wildreichen Jahres eingefangen werden konnten. Der Tag schloß damit, daß der König unter drei weißen Kindern, die nur im äußersten Notfalle durch isabellenfarbige ersetzt werden durften, dasjenige auswählte, dessen Haut für das bevorstehende Jahr die Paukenfelle liefern sollte. Nachdem am nächsten Morgen der Herrscher die Tiere mit eigener Hand getötet hatte, wurden die beiden Staatspauken ihrer Felle entkleidet. Ihren Höhlungen entnahm man flüssige Butter, die vor Jahresfrist hineingetan worden war, schüttete andere, welche man seit jener Zeit in der Erde aufbewahrt hatte, hinein und versah die Instrumente mit den neuen Fellen. Als dann wurde dem Könige eine von Muskelfleisch und Knochenhaut befreite Rippe überreicht, die er als Schlegel benützen und auf der Pauke zerschlagen mußte. Es wurde als eine sehr üble Vorbedeutung für das kommende Jahr gegolten haben, wenn letzteres nicht gelungen wäre und der sichere Erfolg wurde wohl stets künstlich vorbereitet. Das Fleisch der geschlachteten Tiere wurde unter die Würdenträger und hohen Beamten verteilt, von denen jeder Anrecht auf ein bestimmtes Stück hatte.

Am dritten Tage der Hauptfeier schlachtete der König wieder in eigener Person eine Ziege, welche weiß mit schwarzer Augengegend sein sollte. Das Fleisch derselben kam der engsten Familie des Herrschers zu, die Gingewide dagegen wurden dem Einfluß der Luft bis zu beginnender Fäulnis ausgesetzt und dienten dann zum sogenannten Konda- oder Nierenessen. Zwei Tage genügten, um dieselben übelriehend werden zu lassen; am dritten Tage wurden sie zerschnitten, mit einem Teile der vorjährigen Paukenbutter ersetzt — der Rest dieser wurde als ein untrügliches Mittel gegen alle möglichen Krankheiten, besonders der Augen, unter die Glieder der königlichen Familie und die höchsten Würdenträger verteilt — und reichlich mit Salz und scharfem Sudan-Pfeffer bestreut. Prinzen und Prinzessinnen der nächsten Grade der Verwandtschaft mit dem Könige wurden alsdann um das Gericht versammelt und bewaffnete Sklaven umringen die distinguierten Tischgenossen. Nachdem das Oberhaupt der Prinzen, einer der Basinga, ein Auge der Ziege ergriffen und verschlückt und das andere der Ziege basi zu gleichem Zwecke überreicht hatte, machten sich die Prinzen und Prinzessinnen an die verhängnisvolle Mahlzeit. Wehe demjenigen unter ihnen, der, durch Ekel oder Pfefferreiz übermannt, Würgbewegungen oder Hustenanfälle bekam, denn die umstehenden Sklaven hatten den Uebeltäter mit ihren eisenbeschlagenen Knütteln zu erschlagen, da das Benehmen desselben als ein deutlicher Beweis von verräterischer Gesinnung gegen König und Regierung angesehen wurde.

In früheren Zeiten wurde anstatt der Ziege ein kaum zur Jungfrau erblühtes Mädchen geopfert und die Gingewide derselben in der angegebenen Weise verwendet. Wenn man den Versicherungen alter, verständiger Hor Glauben schenken darf, so wurde diese kannibalsche Sitte noch bis in das 18. Jahrhundert hinein geübt.

Nach Ablauf der eigentlichen Feier zogen aus den Provinzen Verwaltungsbeamte, Häuptlinge der Nomadenstämme und Deputationen der größeren Ortschaften mit zahlreichem Gefolge zur Hauptstadt, überbrachten dem Könige Geschenke und Glückwünsche für das beginnende Regierungsjahr und nahmen teil an den glänzenden Revuen, welche — wieder in der Zahl sieben — in kurzen Pausen — im Anschluß an die Paukenfeier abgehalten wurden.

Noch einmal hatten König und Edelleute alle Pracht entfaltet, welche der Eitelkeit der Hor so sehr zusagte. Menschen und Pferde prangten in Gold und Silber, in Samt und Seide. Wenn die Pferde

in Dar Fur an Zahl und Schönheit hinter denen Bornus zurückstehen, so war das Geschirr derselben dort um so reicher. Silberne oder versilberte Stirnplatten, eben solche breite Halskragen, die aus zierlich gearbeiteten und kunstvoll aneinander gefügten Platten zusammengefügt waren, goldgestickte, samtene Brustgurte mit seidenen Quasten und silbernen Glöckchen, vergoldete Steigbügel und goldgestickte Samtsättel waren unbedingtes Erfordernis eines einigermaßen hochgestellten Mannes. Dieser selbst legte über dem langen, seidenen oder samtenen Kaftan gern ein feinmaschiges Panzerhemd an, nicht selten versilberte oder vergoldete Armschienen und einen eben solchen glockenförmigen Helm, der anstatt des Kammes häufig eine Reihe von korallen- und bernsteingezierten Spangen trug. Unter der samtenen Satteldecke ragte links der vergoldete Griff des Schwertes hervor und am Sattelknauf hingen damascierte, fremdartige Streitäxte, eiserne Keulen mit quirlförmigen Knäufen oder bleibeschwerte Holzkeulen.

Als alle Edelleute mit ihren Männern versammelt und aufgestellt waren — unter ihnen auch die Ibabasi zu Pferde, mit verhülltem Gesicht und in gelbseidene Gewänder gehüllt — entwickelte sich der königliche Zug aus dem Palasttor. Ein Schwarm von Vorläufern leitete ihn ein. Einige derselben verkündeten in lautem Gesang oder Geschrei den Ruhm ihres Herrn, andere läuteten mit Glöckchen, schüttelten steingefüllte Kürbisflaschen, ließen den Triangel ertönen, schlügen klirrende Becken aneinander oder rasselten mit den Waffen. Das sinnverwirrende Getöse konnte von den ägyptischen Trommeln, die an der Spitze von einigen hundert Flintenträgern gerührt wurden, nicht übertönt werden. Auf diese folgte ein halbes Dutzend dumpfdröhrender Pauken auf ebensovielen auserwählten Kameelen, deren Köpfe mit hohen, büschelförmigen Bieraten aus hochroter Seide und Wolle und von schwarzen Straußenfedern gekrönt, geschmückt waren. Bläser von Antilopenhörnern und Schläger einheimischer Trommeln von verschiedenster Gestaltung leiteten sodann den langen Zug der Familienreliquien ein. Der König unter einem mächtigen, purpurroten Sonnenschirm von goldgestickter Seide, zu beiden Seiten die Straußenfeder-Insignien, bildete den Mittelpunkt des Zuges. Er war gefolgt von einem halben hundert Sklavinnen, gleichmäßig in rote Umschlagtücher gekleidet, die Haarfrisur mit roter

Ockererde imprägniert und mit Bernstein- und Korallenshmuck beladen. Hinter diesen erschienen ebensoviele Träger der mit kunstvoll gearbeiteten, vergoldeten oder versilberten Griffen versehenen Schwerter des Königs, sodann eine ähnliche Anzahl von Pagen, welche die persönlichen Feuerwaffen des Herrschers trugen und von ebensovielen Speer- und Lanzenträgern gefolgt waren und den Schluss bildeten acht kostbar geschirrte königliche Streitrosse.

Nachdem der Zug längs der Font der Würdenträger mit ihren Gefolgen den weiten Platz umritten hatte, nahm er in der Mitte derselben Aufstellung und alles defilierte grüßend vor dem Herrscher. Wieder und immer wieder kamen alle in wechselnder Ordnung und erst als der Tag sich neigte, endigte die glänzende Parade und mit ihr die ganze Feier, welche in interessanter Weise an die Frühlingsfeste, Ackerbaufeste und dergleichen der verschiedensten Völker der Erde erinnert

Noch außer den bei dieser Gelegenheit erwähnten mit den mohammedanischen Anschaulungen eigentlich unverträglichen Gebräuchen, den bis in verhältnismäßig späte Zeit geübten Menschenopfern, den heiligen Feuern im Königspalaste und im Hause des Abu Scheich, welche die innigste Beziehung zum Wohle des Herrschers und Staates hatten, der Geltung vorislamischen Rechtes usw., erhielten sich in Dar Fur manche Erinnerungen an das Heidentum, die trotz aller Anstrengungen frommer Herrscher vom Volke zäh festgehalten wurden.

Wenn es auch verpönt war, den Namen Kalge der ursprünglichen Gottheit auszusprechen: beim Volke hörte man denselben häufig genug in Ausrufen der Verwunderung, in Schwüren und Flüchen.

Die Dertlichkeiten für die Verehrung Kalges, heilige Felsen und Bäume, waren wohl bekannt und fern von der Hauptstadt brachte ihm noch mancher nach der Sitte seiner Vorfahren bei Regenmangel, Krankheit oder Unfruchtbarkeit der Frau ein Opfer von weißen oder grauen Schafen. Wenn man an den heiligen Plätzen vorüberging, schwiegen die Pauken, Trommeln und Hörner, die Spitzen der Speere und die Mündungen der Feuergewehre wurden nach unten gekehrt und alle zogen in religiösem Schweigen vorüber. Auch der Teufel hatte im Volke seine Geltung und mußte zuweilen durch ein Opfer versöhnt werden; doch wählte man in diesem Falle Schafe von gelbbrauner Farbe.



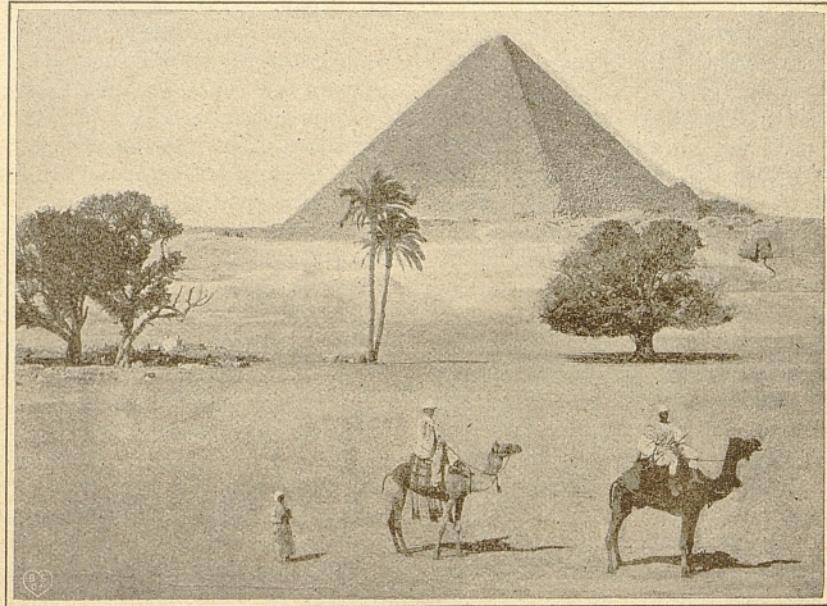
Fahrt zu den Pyramiden.

Wahrhaftig! Wenn mir das draußen auf der Straße gesagt worden wäre, ich hätte es nicht geglaubt. Aber so, wo ich es mit eigenen Augen sehe... Oder es ist doch keine Fata Morgana?

T'fu propast! „Dein Hieronymus ist mit seinen

zwei Zentnern menschlicher Akzidentien doch keine Luftspiegelung,“ sagte er lachend und dabei drückte er mir so fest die Hand, daß ich vollkommen von der Wirklichkeit überzeugt sein mußte.

Wir hatten aus unsren Studienjahren eine dicke



Cheops-Pyramide.

Freundschaft. Nun waren soviele Jahre darüber hinweggegangen, seitdem wir von einander schieden. Wer hätte gedacht, daß wir uns hier im Hotel du Nil in Kairo wiedersehen sollten. Das Staunen und die Freude bei unserem so unerwarteten Wiedersehen war daher natürlich.

Ich wollte mich gerade an der Seite meines Freundes niederlassen, als ein junger, elegant gekleideter Herr von der Seite unserer Tafel sich näherte. Er mußte sich erst vor einem Augenblick entfernt haben, denn ein auf seinem Platze liegender Zigarettenstummel brannte noch.

Ein freudiges Lächeln überslog bei dem Erscheinen des Fremden Hieronymus' Antlitz. Sofort erhob er sich und stellte mich vor,

„Herr X,“ sagte er schelmisch und begleitete seine Worte mit einer vornehmen Handbewegung. Ohne weiteres machte ich das übliche Vorstellungskompliment — und stand starr vor Staunen. An Hexerei glaubte ich seit meiner Kindheit nicht mehr, aber das ging mir doch fast über den Horizont der Möglichkeit.

Mein Gegenüber setzte eine künstlich ernsthafte Miene auf und schnarrte unter einer sehr höflichen Verbeugung im strengsten Leutnantston:

„Freiherr von und zu Y.“ Im selben Momente brach er jedoch in ein helles, ungezwungenes Lachen aus, faßte meine Rechte, preßte sie, als ob er die heiligste Pflicht hätte, mir alle Knochen und Knorpel auszudrücken und zog mich dann auf einen Sessel

nieder, wobei ihm Freund Hieronymus hilfreich die Hand bot.

„Jetzt erst kam ich wieder zu mir selbst. „Also du, Weddo, bist auch hier?“

„Wie du siehst,“ erwiderte er sichtlich erfreut und belustigt.

Mittlerweile hatte der dienende Geist die Erfrischungen gebracht. Nun ging es aber an das Erzählen und an die Entschleierung des Wunders.

„Es war mir einfach unerklärlich, was der preußische Leutnant Freiherr von und zu Y. und der junge schlesische Professor Hieronymus Sp. in Aegypten zu suchen hätten.“

Beide hatte ich während meiner Studien kennen gelernt. Sie waren meine besten Freunde geworden. Der jetzige Offizier saß einst neun Jahre lang mit mir auf den gleichen Schulbänken des Gymnasiums. Mit dem hoffnungsvollen Gelehrten dagegen verweilte ich während zweier Jahre fast täglich mehrere Stunden auf der Sternwarte. Wir mußten uns also kennen. Wie aber der Leutnant den Professor getroffen und wie beide im Gespräch auf meine Wenigkeit gekommen, blieb mir immer noch ein Rätsel. Es löste sich aber ebenso einfach als rasch.

Meine beiden Freunde wohnten schon einige Tage bei einander im Hotel, wo sie als Tischnachbarn sich kennen lernten. Da verabredeten sie vorhin eine Tour nach den Pyramiden und der liebe Herr Professor wollte mir durch eine Ansichtskarte eine Freude machen. Der Sitte jedes guten Kartensammlers entsprechend, legte er sie auch seinem neuen Bekannten Freiherrn von und zu Y. vor, damit auch dieser unterzeichne. Dabei stellte es sich heraus, daß ja ein jeder von ihnen mit mir bekannt sei. Dies das ganze Geheimnis. Nein, nur das halbe. Denn warum waren doch die beiden in das Land der Pharaonen gekommen? Die erwähnte Ansichtskarte, welche ich nun selbst in Empfang nehmen konnte, erzählte es mir genau. Sie lautete:

Lieber Freund!

„Tue Dir hennit zu wissen, daß ich mich für einige Zeit in Aegypten befinden. Gefällt mir alles sehr wohl, aber es wäre gewiß alles zehnmal schöner, falls Du auch hier weilst.“

Mit herzl. Grüße

Dein Hieronymus Sp.,
zur Zeit Forschungsreisender.

Links unten stand in mir wohlbekannten Zügen der Name des Freiherrn von und zu Y. mit dem Beisatz auf der Hochzeitsreise.

„Jetzt war mir alles klar. Das Wunder lag also darin, daß ich mich ebenfalls in diesen Tagen nach

Kairo verirrte. Natürlich beglückwünschte ich den jungen Herrn Gemahl zu seiner mir übrigens unbekannten Frau, die soeben bei einer Freundin in der Stadt zu Besuch war. Heute Abend, wenn Weddo sie wieder abholen würde, sollte ich ihr vorgestellt werden. Allein bis dahin war ja noch so lange Zeit und meine beiden Jugendfreunde hatten doch abgemacht, die Pyramiden zu besteigen. Versteht sich, daß ich nicht zurückbleiben wollte. „Aller guten Dinge sind drei,“ meinte Hieronymus scherzend. Also auf!

Aber zuerst sollten wir noch das Kairener Leben inne werden.

Nach einer kurzen Runde in dem parkartigen Hofgarten des Hotels zwängen wir uns durch das enge Gäßchen, das zur großen Muski-Straße führt, um uns einen Wagen zu mieten für die Fahrt nach den Pyramiden. Aber kaum machen wir die Einbiegung in die Hauptverkehrsader Kairo's, da bricht eine förmliche Lawine von Eseln, Eseljungen, Stiefelpufern, Wasserverkäufern, Bettlern und Gott weiß von was noch auf uns ein. Da vergehen einem buchstäblich Hören und Sehen. Ein wahres Sammelsurium von Nationalitäten! Wir nehmen uns unter diesen gebräunten Gesichtern aus wie bleichsüchtige Mädchen. Noch staunen wir über das farbenwogende Schauspiel, da rennt uns der Vorläufer einer vornehmen Kutsche beinahe über den Haufen. Rasch eilen wir auf die Seite, haben aber gerade noch soviel Zeit zum Ausweichen, daß wir einige Frauen, die sich watschelnden Ganges daherschieben, nicht umwerfen. Sie sind ganz verhüllt in ein schwarzes Tuch, das sie ängstlich zusammenhalten. Von ihren Gesichtern ist nichts zu sehen als ein Paar hervorblitzende Augensterne. Kopf und Stirne sind schwarz verhüllt. Auf der Stirne ist eine aufrechtstehende Messingröhre befestigt, gut für den bösen Blick und als Kennzeichen der Verheirateten (S. 205). Glücklicherweise haben wir die Orangenverkäuferin an der Straßenecke schon von weitem gesehen. Vielleicht wären wir sonst über ihre Fruchtsammlung hinweggefallen, denn ein ganzes Rudel Kamele reiter bog soeben in das Gäßchen ein, wo sich nun alles zusammendrängte. Ein armer Fellache, eine wahre Zigeunergestalt, darf noch von Glück sagen, daß er mit seinem abgemagerten Esel, der links Grünfutter, rechts Holz trägt, ohne Schaden an den Kameelen sich vorbeidrücken kann.

Wenn dieses Durcheinander nur für das Auge vorhanden wäre, so ließe es sich — abgesehen von der dreiviertelstündigen Todesgefahr des Erdruft-, Ueberrannt-, Ueberritten-, Ueberfahrenwerdens — noch einigermaßen auszuhalten. So aber herrscht dabei ein wahrer Höllenlärm.

Wir kommen gerade wieder an einer größeren Straßenecke vorbei. Sofort schiebt uns ein ganzer Haufe schmieriger Eselsjungen unter kreischenden Anpreisungen ihre Tiere auf den Leib. Und wie auf Verabredung beginnen dazu diese halbverhungerten, blutiggebläuten Langohren ein herzerreibendes, ohrenbetäubendes Jammergeschrei, das in der Tat Steine erweichen und Menschen rasend machen kann. Doch auch dieses bedeutet noch nichts. Ganz aufgereggt und fuchswild über die harmoniöse Lamentation der Esel brummt uns ein Kameel zur Begütigung seine rollend-gröhrenden Donnerweisen ins Ohr. Wir flüchten erschreckt auf die jenseitige Häuserreihe, wo sich nur Menschen befinden. Aber es ist nur ein salto mortale. Ein ganzer Schwarm von Bettlern fällt über uns her. „Um Gotteswillen, o Mildtätiger!“ schreit uns einer mit näselernder Stimme an. „Ich bin der Gast Gottes und der Gast des Propheten,“ ruft ein anderer. Und jeder hat noch tausend andere Formeln und rezitiert sie mit echt orientalischer Zudringlichkeit. Nun drängt sich auch noch der Wasserverkäufer herbei und trommelt mit seinen Messingbechern und klappert mit seinen Porzellantellern und singt dazu in einer unausstehlichen Melodie sein ewiges: „Der Weg Gottes, o Durftende.“ Und mit ihm, hinter ihm, um ihn herum lärmten die Feigen-, Quitten- und Melonenverkäufer und preisen in nicht minder poetischer Weise ihre Früchte an.

Wie nach einer überstandenen Todesgefahr seufzten wir auf, als uns endlich der Wagen davontrug. Im Trab ging es über die große Nilbrücke (S. 209 u. 213). Die gewaltigen Löwen des Brückenkopfes schauten uns ganz verdutzt an. Vielleicht fühlten sie Mitleid mit uns. Wir durchschnitten die schöne Insel Gezireh, setzten auf einer zweiten, kleineren Brücke über einen Nilarm und gelangten am Museum vorbei auf einer herrlichen, schnurgeraden, neuen Straße durch Palmwäldchen, Kornfelder und klagliche Fellachendorfer hindurch nach zwei Stunden zu den Pyramiden.

In dem lebensgefährlichen Gedränge der Stadt hatten wir sehr wenig miteinander gesprochen. Der Herr Professor fluchte nur von Zeit zu Zeit und versetzte einem zudringlichen Stiefelputzer oder Eselsjungen mit seinem starken Sonnenschirm einen Hieb. Freund Weddo dagegen gab keinen Laut von sich. Er ließ sich stoßen und stieß wieder, machte jedoch dabei eine solch finstere Miene, als ob er jedem acht Tage Dunkelarrest zudiktieren wollte. Und ich — ich machte es wie der Eulenspiegel und dachte: „Na, nu, wird schon wieder besser kommen.“

Aber jetzt, wo wir im Wagen saßen, öffneten sich die Schleusen der Rede. „Donner und Doria!“

begann der Offizier, „habe mir beinahe jemordet, als ich so um diese gefährliche Ecken jondelte. Werde mich das janz jewaltig ins Gedächtnis schreiben.“ Und so gingen die Reflexionen eines jeden zuerst weiter, aber als wir an dem Dorfe Gizeh vorbeirasselten, war Kairo und seine Schrecken bereits vergessen. Wir befanden uns alle wieder in der heitersten Laune und betrachteten mit Muße das Treiben des Volkes vor dem Dorfe, das zu unserer Linken lag. Es mußte heute Markt sein. Eine ungezählte Menge von Eseln und Kameelen stand da beisammen und immer noch trabten andere herzu. Allerlei geschäftiges Volk lagerte am Wege. Viele große und kleine Schlingel lungerten faul umher. Das ganze bot ein sehr buntes Bild und da wir diesmal außerhalb der wogenden Masse uns befanden, konnte man auch Gefallen daran haben. „Ich habe schon große Märkte gesehen, scherzte unser Gelehrter, „aber soviele Esel und Kameele traf ich noch nie beieinander an.“

Hier waren wir etwas langsamer gefahren. Als wir uns jedoch auf der von Lebba- und Johannissbrothäubchen kühn beschatteten Pyramidenstraße befanden, schlügen die feurigen Araber einen stürmischen Galopp an.

Zu beiden Seiten schweifte der Blick hin über gesegnete Fluren; Klee- und Durrafelder prangten in fastigem Grün. Weizen und Gerste harnten gelb-reif des Schnittes. Gleich nach der Ernte werden Bohnen, Erbsen und Linsen gesät, welche wieder in hundert Tagen reifen, um dann einer dritten Saat, in der Regel Mais oder wiederum Weizen und Gerste, Platz zu machen. Verschwenderisch bietet die Natur hier ihre Gaben und doch sind gar arm die Fellachen, welche diese Felder bestellen und ohne welche Aegypten trotz seines Nilstromes längst ebenso ein trostloses Brachland geworden wäre, wie andere herrliche Provinzen unter der Herrschaft des Islam zur Wüste geworden sind. Die hohen Steuern und Abgaben nehmen den Fellachen die Frucht ihrer Arbeit weg.

Wie ärmlich kamen die Landleute daher! Von den Leuten, die uns zahlreich begegneten, waren die Männer nur mit einem langen, weißgrauen Hemde bekleidet und die Frauen trugen wohl auch nichts anderes an sich, als ihr blaues, ausgeschnittenes Gewand. Diese Fellachinnen waren nicht verschleiert, im Gegensatz zu allen anderen Muhammedanerinnen. Armseliger noch als die Menschen sahen sich die zwei Fellachdörfer an, die wir von der Straße aus erblickten. Doch da waren wir auch schon an unserm Ziel. Die Pyramiden von Gizeh standen vor uns (S. 219).

Es ging mir auch diesmal so wie schon früher. Man ist bei dem ersten Anblick großer Bauten, die

man vorher im Bilde gesehen oder rühmen gehört hat, etwas enttäuscht. Die Phantasie entwirft ein zu großes Bild, hinter dem die Wirklichkeit zurückbleibt. Erst wenn man die einzelnen Dimensionen der Teile wieder vergleicht, erhebt sich das Werk in seiner eigentümlichen Macht und Schönheit empor. Das mag neben dem „verschiedenen Geschmack“ auch ein Grund sein für die Urteile, welche der erste Augenblick dem Menschen abzwinge.

„Aebäh was! golossaler Steinhaufen das! Hätte mir dieses Geschöpf jrößer jedacht!“ kritisierte Weddo in seinem Lieutenantstone.

„Muß eine ungeheure Zahl von Steinen ergeben,“ reflektierte der Mathematik-Professor. „Werde es meine Schüler ausrechnen lassen.“

Ich dagegen konnte das Resultat meiner ersten Betrachtung gar nicht aussprechen, denn im Nu waren wir von einer Schar Beduinen umgeben, die sich lärmend als Führer anboten. In diesem Falle hilft es aber nichts, sich der zudringlichen Gesellschaft zu erwehren. Sie haben sich einmal die Führerschaft angemahnt und ohne sie kommt keiner hinauf. Dazu haben sie noch die noble Sitte eingeführt, daß jeder, der die Pyramiden besteigen will, nicht einen allein, sondern drei von ihnen als Führer mitnehmen muß. Wir konnten die bestehende Gewohnheit nicht abschaffen und wählten uns also auch unsere Führer.

„Felsenfestung wird im Sturm genommen,“ räsonnierte der Soldat und turnte sich mit seinen Führern empor. Ich muß ihm schon das Zeugnis ausstellen, daß er seine Sache gut gemacht hat. Ihm folgte der etwas behäbige Hieronymus, welcher sich jedoch nicht so leicht tat. Denn schon nach kurzer Zeit feuchte er und rief unaufhörlich: «schwoje, schwoje!», d. h. langsam, langsam!

Nun unternahm auch ich den keineswegs gefährlichen Aufstieg auf die große Pyramide. Zwei meiner Führer stiegen voraus, reichten mir die Hände und zogen mich empor, während der dritte durch Schieben unnötig nachhelfen wollte. So ging es von Stufe zu Stufe, die gewöhnlich zwei bis drei Fuß hoch waren. Die nächsthöhere sprang immer um einen halben oder ganzen Fuß zurück. Selbstverständlich machte ich einigemale Halt, um etwas auszuruhen. Diese Pausen benützten die braunen Kerls immer dazu, mir etwas aus den Taschen zu locken. Sie lobten mich über die Fertigkeit im Steigen, bettelten um Befecht und boten mir alte Figürchen und Göthenbilder an. Einer suchte mich aber ganz besonders zu gewinnen, indem er einzelne deutsche Brocken zum besten gab. Wäre Freund Weddo früher schon einmal hier gewesen, so hätte ich geglaubt, er möchte sie ihm beigebracht haben.

Kaum hatte ich mich nämlich gesetzt, so war er auch schon da und schnarrte ganz vorschriftsmäßig: „Aebäh, was?! pyramidal, golossal, janz schneidiges Logal!“ Allein, ich war für alle derartigen Liebenswürdigkeiten unzugänglich. Ich rief einfach und bündig: «jallah!» d. h. vorwärts! und weiter ging es wieder, bis nach etwa 20 Minuten die 200 Absätze erklimmen waren. Ich hatte die Spitze erreicht oder vielmehr eine Plattform, auf der zwanzig Personen Platz finden.

„Unzähllich großartig,“ sagte Weddo, als ich oben ankam. „Wunderschön ist nichts dageg’n.“ Ja selbst der Herr Professor vergaß seine Zahlen und deklamierte fortwährend: „Unvergleichlich, einzig, feenhaft!“ Und wirklich! Es ist ein erhabener Ausblick auf der Cheopspyramide. Kein Panorama auf der ganzen Welt darf sich mit diesem messen.

Wer denkt noch an die Erbärmlichkeit der Gegenwart, wenn er hier oben sth t, wo fünfzig Jahrhunderte ihn umschweben. Das Auge haftet bald an den riesigen Steinkolosse, bald schweift es hinaus bis zum fernen Horizonte.

Unten sieht man einige dunkle Punkte, so groß wie Fliegen: Das sind Menschen! Das dort hielten wir für Hunde, aber wir wissen, daß es Kamele sind. Die Sphinx drüben ist kaum bemerkbar, die kleinen Pyramiden sehen aus wie Grabhügel. Nur die des Chefren und Menkara wagen sich näher heraus.

Vom Süden her winken die Pyramidengruppen von Abusir, Sakkara und Dachur. Im Zwischengebiete zeigen sich grüne Streifen von Palmenhainen, dann wieder Zellahdörfer gleich Ameisenhaufen. Wie ein glänzendes Silberband schlängelt sich der Nil dahin und breitet mit jedem Kanal seine segenspendende Hand über das fruchtbare Tal. Im Westen dehnt sich in feierlicher Stille eine goldgelbe Sandwüste aus. Es ist die lybische Wüste, der Anfang der ungeheuren Sahara. Ostmärs umrahmen das Mital flache Höhenzüge, hinter welchen scheu und ernst die arabische Steppe herüberblickt. Im Norden hingegen lebt und webt es. Mit seinen Hunderten von zierlichen Minaretten und leuchtenden Kuppeln sendet das schöne Kairo seinen Gruß auf die schwindlichte Höhe (S. 199). Das Auge hängt wonneverunken an dieser schönen Aussicht. Es möchte sehen und sehen, aber es schließt sich, um die Phantasie leichter ihr holdes Spiel treiben zu lassen, während die reine, frische Wüstenluft kührend die Wangen umfächelt. Doch es ist schon wieder Zeit zum Abschied. Noch ein letzter Blick in die Runde und hinab geht es wieder.

Der Pyramidenabstieg ist etwas schwieriger als

der Aufstieg. In zweierlei Hinsicht. Erstens ist man viel eher versucht, hinauszuschauen in die Weite und der Nebel eines Schwindelanfalles umlagert die Sinne. Zweitens aber lassen einem die Beduinen jetzt keine Ruhe mit ihrer ewigen Bettlei. Ich seufzte förmlich auf, als ich die letzte Stufe unter mir hatte. Leider zu früh. Denn nunmehr hatte ich nicht nur meine drei Führer, sondern auch die andern unten Lagernden Araber auf dem Hals, die mich umringten, schrien und einen wahren Höllenlärm machten. Doch gab ich keinen Para heraus und kam mit den beiden Freunden, immer noch von den unverschämten Bettlern verfolgt, glücklich und wohlbehalten zu unserem Gefährte. Auch die Sphinx erhielt einen genaueren Besuch.

Doch davon ein andermal.

Als wir den Wagen wieder bestiegen hatten, kamen Weddo und Hieronymus auf die vordere Bank zu sitzen. Ich saß in einer Ecke der hintern.

„Ach, was?! Diese Steinmaße jähre eine janz jroße Festung?“ fragte der Offizier. „Mit dem Steinmaterial der einzigen Pyramide, die wir soeben bestiegen, erwiderte lächelnd der Mathematik-Professor, „könnte man um ganz Deutschland eine Mauer bauen von $1\frac{1}{2}$ Meter Höhe und $\frac{1}{3}$ Meter Dicke. Sie entwickelten in ihrer interessanten Weise ihre Ansichten noch genauer.

Ich schloß die Augen. Um meine Seele schwieben die Träume der Vergangenheit.



Verschiedenes.

Aus unserem Missionshause. Am 29. Juni, Fest des hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus, erteilte Se. Exzellenz Fürstbischof Simon Aichner im hohen Dome zu Brixen das hl. Sakrament der Priesterweihe. Unter den Neugeweihten befand sich auch einer der Unserigen, der Hochwürdige P. Leopold Lenard. Nach der Priesterweihe erteilte der neugeweihte Priester unserer Gemeinschaft in unserer Hauskapelle den hl. Primizsegen, den ersten in unserem Hause. Das erste hl. Messopfer wird P. Lenard in seiner Heimatspfarre in Krain feiern.

Feuersbrunst in Peramaho (Deutsch-Ostafrika). Aus der Missionsstation Peramaho schreibt der hochw. P. Kassian Spiz:

Wir leben gegenwärtig in den heißesten Tagen der Trockenperiode (26 Grad Reaumur), bei Tag streift eine starke Nordostbrise über die Gegend, alles ist ausgedörrt fast bis zum Glühen. Unter diesen möglichst fatalen Umständen fängt heute, als eben alles an die Arbeit gegangen und der Unterricht in der Schule im besten Gang war, plötzlich die Sturm-glocke zu läuten an. Bereits schlug die Flamme lichterloh aus der mit Gras gedeckten Küche und überflutete, vom Winde gepeitscht, in ein paar Sekunden das ganze Vorratshaus der Schwestern. Fast der ganze Haushalt derselben, wie Küchengeschirr, Vorräte, Stoffe, Wäsche, Kleider, Schuhe, Bücher &c., war in demselben hinterlegt und wurde so in wenigen Augenblicken ein Raub der Flammen; von allem konnte so gut wie nichts gerettet werden.

Im Nu standen auch die nahegelegenen Stallungen in Feuer. Mit genauer Not entkamen Esel, Rindvieh und die Schweine dem Verhängnis, dagegen wurden über 50 Stück Kleinvieh ein Raub des rasenden Elementes.

Der dem Brand zunächst liegende Bau, gleichfalls mit Stroh gedeckt, wäre nun unsere provisorische Kirche gewesen. Der an Gewalt immer mehr zunehmende Wind steuerte anfangs auch direkt auf dieselbe los, ja trug die Brände gerade über dieselbe hinweg. Ein hart hinter der Kirche stehender Baum fing an einer dünnen Stelle Feuer und begann zu glühen; ein Büschel zusammengebundenen Strohs fiel über 1000 Meter hinter der Kirche noch brennend nieder; doch siehe, als sich die Flammensäule dem Dache der Kirche nähern wollte, schlug plötzlich auf ein paar Augenblicke der Wind um und das Feuer züngelte senkrecht in die Höhe, bis seine Gewalt gebrochen war. Kein Gräschchen wurde dem dürftigen Gottesbau verschont.

Der durch diesen Brand unserer jungen und dürftigen Missionsstation entstandene Schaden ist ein bedeutender und dürfte 1000 Rp. um ein Gutes übersteigen. Möge der liebe Gott uns Wohlstäter erwecken und Herzen von mildtätigen Menschen, die mit Glücksgütern gesegnet sind, uns zuwenden! Der Herr hat dieses Unglück zugelassen (die Ursache war eine kleine Unvorsichtigkeit beim Wachsaufladen, von einem schwarzen Mädchen begangen) und er möge es auch wieder gutmachen!

Ueberfall durch Hyänen in Peramaho. In demselben Brief erzählt P. Rassian folgende zwei aufregende Hyänen-Geschichten:

In der Nacht des 20. November fuhren wir plötzlich erschreckt aus dem Schlafe, da die eine unserer zwei Glocken, welche auf dem Schwesternturnturm angebracht ist, zu läuten begann. Da uns der Schrecken vom letzten Brand noch in den Gliedern saß, war der erste Gedanke: es brennt wieder! Ein schleuniger Blick in die dunkle Nacht ließ indessen zu unserer teilweisen Beruhigung keinen Feuerschein erkennen und so wurde zu den Waffen gegriffen und der alarmierenden Stelle zugeeilt, in der Voraus-
setzung, daß es sich nur um einen Ueberfall durch wilde Tiere handeln könne. Und so war es in der Tat. Die Internatsmädchen der Schwestern hatten bei dem Brände auch ihren Schlafräum verloren und mußten in einem etwas weiter abgelegenen Hause ihre Unterkunft suchen. Anstoßend an diesen Raum war der neue Hühner- und Ziegenstall. Da kommt nun urplötzlich ein frecher Räuber aus dem Waldes-
dickicht herangeschlichen, bricht in die Stallung ein und raubt und mordet. Man denke sich den Schrecken der hilflosen, furchtamen Mädchen. Selbstverständ-

lich erhoben sie ein Mark und Bein durchdringendes Hilfegeschrei, wußten sie ja nicht, ob das Tier am Ende nicht gar ein schrecklicher Löwe sei. Die Schwestern hörten die angstvollen Hilferufe, konnten aber keine ausgiebige Hilfe bringen und zogen daher an der Sturmglöcke. In der darauffolgenden Nacht derselbe Lärm bei den Mädchen, doch diesmal trafen wir den Störenfried mit einem Fuß in der unterdessen aufgestellten Falle stecken und Br. Rassians treffsichereres Feuerrohr machte ihm den Garaus. Was gab es da für frohe Gesichter bei den geängstigten Mädchen und Schwestern, als die Bestie (gesleckte Hyäne) vor ihren Füßen lag.

Gleich in der darauffolgenden Nacht spielten uns ein ganzes Rudel dieser greulichen Tiere einen noch schlimmeren Streich. Die etwas pflichtvergessenen Kuhhirten hatten auf der Weide vier 1—2jährige Kälber verloren und abends kein Wörtchen darüber verlauten lassen. Das Missgeschick wollte, daß sie nachts von beutesuchenden Hyänen gesehen und alle vier erwürgt wurden. Wir erlegten dann einen der Missetäter mittels Selbstschuß, der anderen konnten wir vorläufig nicht Herr werden.

